Terms: $2.00 per Annum in Advance. — Address: Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

LIBRARY
JUN 12 1897
U.S. BUREAU of EDUCATION

Evangelisch-Lutherisches

Schulblatt.

Monatsschrift

für

Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben

von der

Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison

durch

Dir. C. A. W. Krauß und Prof. F. Lindemann.

Motto: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.

Mark. 10, 14.

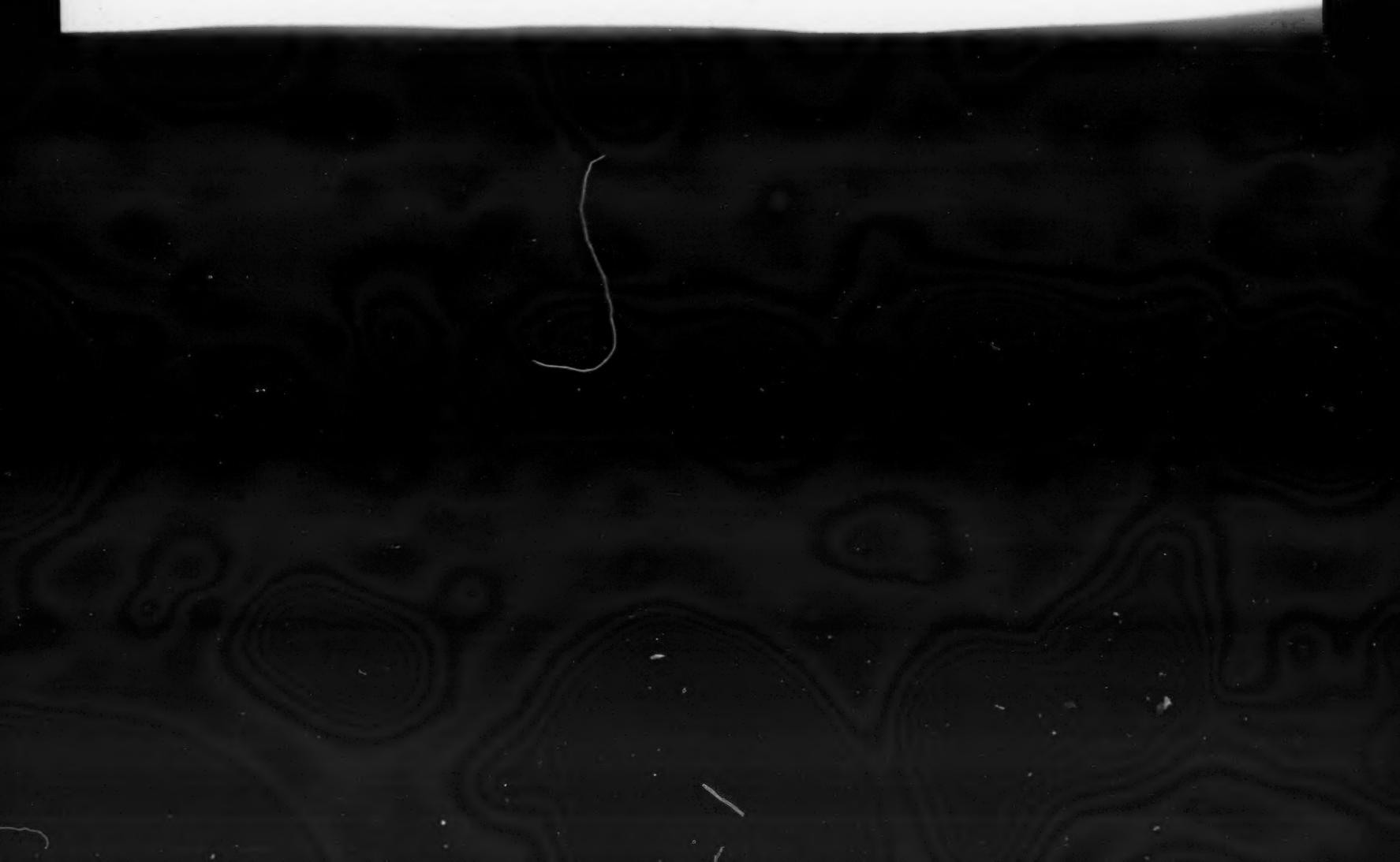
32. Jahrgang. — Mai.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1897.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Inhalt.

	Seite
Die zehn Aussätzigen	129
A Brief School History of the United States	135
Zur Geschichte des Kirchengesanges	139
Über die Fortbildung des Lehrers in seinem Berufe	145
Reiseerträgnis eines musikalischen Revisors	151
Vermischtes	155
Konferenz-Anzeige	158
Altes und Neues	158



Evang.-Luth. Schulblatt.

32. Jahrgang. Mai 1897. No. 5.

Die zehn Aussätzigen.

(Auf Beschluß der Addisoner Lehrerkonferenz mitgeteilt von W. S.)

An den Leser: Die nachstehende Ausarbeitung ist für eine gemischte Schule berechnet. Die meisten Herren Kollegen an gemischten Schulen erteilen wohl gesamten, das heißt, auf alle Schüler berechneten Religionsunterricht und da wird jeder wissen, wie schwer es ist, besonders die Kleinen zur Teilnahme anzuregen. Versäumt man es nun, gerade diese anzufeuern, so wird sich solche Unterlassung bald bitter rächen. Darum ist die folgende Bearbeitung so gehalten, daß ein Teil, das Bild, für die „Kleinen" bestimmt, damit angefangen und dann so nach und nach zu den Größeren übergegangen wird. Diese Art und Weise hat viel für sich. Dem Schreiber ist wohl bewußt, daß die meisten Pädagogen die Behandlung des Bildes für zuletzt empfehlen; doch ich finde die Behandlung zu Anfang zweckmäßiger. Die Kleinen sind noch frisch. Hebt man es für nachher auf, so wird man finden, die Kleinen sind abgespannt; ja die Zeit ist gewöhnlich so vorgerückt, daß der Katechet noch eilen muß, zur bestimmten Stunde fertig zu sein. Den Schaden haben die Kleinen. Meine Meinung ist, der Katechet in der gemischten Schule richte seine Katechesen so ein, daß erst seine Kleinen berücksichtigt werden, alsdann gehe er zu den Größeren über, und er wird die Freude erleben, daß die Erstgenannten noch nachträglich aufmerken und mitunter ganz gute Antworten geben. Dieser Historie liegt das Bild aus: „Biblischer Anschauungsunterricht", von Ernst Kaufmann, New York, zu Grunde. Von dem Werk erscheint jedes Vierteljahr eine Lieferung von zwölf Bildern. Der Preis ist $4.00 das Jahr. Die Bilder sind 36×26 Zoll. Das Werk ist eigentlich für Sonntagsschulen berechnet, läßt sich aber auch mit Vorteil in Wochenschulen verwerten. Bei den betreffenden Fragen zeigt der Katechet stets auf das Bild.

I. Vorbereitung.

Letztes Mal hatten wir die Historie: Der reiche Mann und der arme Lazarus. Da haben wir gelernt, daß wir unser Herz nicht an den Reichtum hängen sollen, sondern daß wir, so lange wir in diesem Leben sind, nach

dem Himmlischen trachten, damit wir nicht ewig jammern und Qual leiden müssen; denn wer diese Gnadenzeit versäumt, der wird dort mit dem reichen Manne in der Hölle über sich schreien müssen.

Heute nun habe ich ein Bild mitgebracht, welches uns zeigt, wie Christus, unser Heiland, zehn Aussätzige heilt. „Der Aussatz, eine im Morgenlande in verschiedenen Gestalten häufig vorkommende Hautkrankheit, ist leicht ansteckend, fast immer unheilbar, bis ins dritte und vierte Glied erblich. Der damit behaftete Körper verwest nach und nach, bis endlich der auch noch durch allerlei andere Krankheitserscheinungen Geplagte, mitunter aber erst nach zwanzig Jahren, Erlösung durch den Tod findet. 3 Mos. 13. Wenn ein Jude mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet war, so wurde er aus der Gemeinschaft des Volkes und des Heiligtums ausgeschlossen. Er durfte nicht in seiner Familie, nicht in seiner Stadt bleiben, sondern mußte außerhalb der Städte mit zerrissenen Kleidern, bloßem Haupte und verhülltem Bart sich aufhalten und jedem ihm Begegnenden zurufen: Unrein! unrein! Nach einigen Nachrichten mußte er sich vier, nach andern sogar hundert Ellen von jedem entfernt halten, in der Synagoge hatte er einen besondern Sitz, zum Tempel durfte er gar nicht kommen." (Nach Kahle.)

II. Das Bild.

1. Jetzt schaut nach dem Bilde! Wer soll dieses sein? Das soll der HErr Christus sein.

2. Wer war immer bei dem HErrn Christus? Seine Jünger waren immer bei ihm.

3. Wie viele Jünger hatte Christus? Christus hatte zwölf Jünger.

4. Wer soll dies hier hinter Christo wohl sein? Das sind seine Jünger.

5. Was seht ihr da weiter auf dem Bilde? Da sehen wir eine Stadt.

6. Wo wollte JEsus mit seinen Jüngern jetzt hin? Sie wollten in die Stadt.

7. Ihr seht, hier ging der Weg, und da ging man in die Stadt hinein. Wie nennt man die Öffnung? Die Öffnung nennt man ein Thor.

8. Was ist das also? Das ist ein Thor.

9. Wodurch mußte man gehen, wenn man in die Stadt wollte? Man mußte durch das Thor gehen.

10. Bei einer andern Historie hatten wir das Wort „Thor" schon gehört. JEsus begegnete da einem Zuge. Bei welcher Historie war das? Das war bei der Historie: Der Jüngling zu Nain.

11. Wen trug man da hinaus, als JEsus zu Nain eingehen wollte? Da trug man einen Toten hinaus.

12. Was that JEsus mit dem Toten? JEsus weckte den Toten auf.

13. Was rief JEsus dem Toten zu? Jüngling, ich sage dir, stehe auf!

14. Und was geschah da? Der Tote richtete sich auf und fing an zu reden.

15. Hier ist das Thor frei. Doch zur rechten Hand erblicken wir eine Anzahl Männer, und wenn ihr genau hinschaut, da seht ihr, in welcher Stellung befinden sich die vorderen? Die knieen nieder.

16. Ja, seht nach ihren Händen. Was thun einige mit ihren Händen? Einige falten ihre Hände.

17. Was thun die da? Die heben ihre Hände auf.

18. Nach wem schauen sie aber alle hin? Sie schauen alle nach JEsu.

19. Was wollten sie denn von JEsu? JEsus sollte ihnen helfen.

20. Was waren denn das für Männer? Das waren Aussätzige.

21. Wie viele Aussätzige sind da? Da sind zehn Aussätzige.

22. Was war das, der Aussatz? Das war eine Krankheit.

23. Wenn ihr krank seid, was wünscht ihr dann? Wir wünschen, daß wir gesund wären.

24. Das wünscht wohl jeder Kranke. Was wünschten diese zehn Männer auch? Sie wünschten gesund zu sein.

25. An wen wandten sich die Aussätzigen? Sie wandten sich an JEsum.

26. Was wünschten die Aussätzigen von JEsu? JEsus sollte sie gesund machen.

27. Schaut noch einmal nach den zehn Männern, nach ihrer Stellung, ihren Händen und Augen. Was thaten die Männer? Sie baten den HErrn.

28. Wenn wir nun krank sind, an wen sollen wir uns da auch wenden? Wir sollen uns an JEsum wenden.

29. Um was sollen wir JEsum bitten? Wir sollen ihn bitten, daß er uns gesund macht.

30. Kann uns JEsus aber auch immer helfen? Ja, er kann uns immer helfen.

III. Die Historie.

1. Der HErr und die Zehn.

Jetzt will ich euch die Historie einmal ganz erzählen. (Wird wörtlich nach dem Buch für Mittelklassen erzählt.)

Nun will ich den ersten Abschnitt erzählen: Der HErr und die Zehn. Und es begab sich ... da sie hingingen, wurden sie rein.

31. Welche Überschrift gab ich diesem Abschnitt? Der HErr und die Zehn.

32. JEsus befand sich auf der Reise. Wo wollte er hin? Er wollte nach Jerusalem.

33. Auf welcher Straße zog er dorthin? Er zog mitten durch Samarien und Galiläa.

34. Mitten durch Samarien und Galiläa, das heißt, er reiste an der Grenze von Samaria und Galiläa. Wer begegnete ihm da? Es begegneten ihm zehn aussätzige Männer.

35. Die Juden gingen nicht durch Samaria. Die Juden und die Samariter waren Feinde. Was bewies JEſus damit, daß er auch durch der Samariter Land zog? Er bewies damit, daß er auch die Samariter liebte.

36. JEſus war nahe dem Marktflecken und wollte hinein gehen. Was wird aber von den Ausſätzigen geſagt? Sie ſtunden von ferne.

37. Warum ſtunden die Männer von ferne? Sie durften nicht nahe an die Geſunden herangehen.

38. Wenn Geſunde ihnen nahten, was mußten ſie denen zurufen? Sie mußten ihnen zurufen: Unrein, unrein!

39. Sie mußten alſo immer in einiger Entfernung bleiben. Denn wie war die Krankheit? Die Krankheit war anſteckend.

40. Die Krankheit war anſteckend, und der Kranke ging meiſt dem ſicheren Tode entgegen. Wie war die Krankheit ferner? Die Krankheit war unheilbar.

41. Jetzt faßt das zuſammen! Wie war der Ausſatz? Der Ausſatz war anſteckend und unheilbar.

42. Solche unglückliche Menſchen waren zu bedauern. Jedermann ging ihnen aus dem Wege. Sie mußten fort aus ihrem Hauſe, fort von ihrer Familie. Die Not treibt die Menſchen zuſammen. Wie viele ſolche Unglückliche finden wir hier? Zehn ſolche Unglückliche waren beiſammen.

43. Welcher Herkunft war der eine? Der eine war ein Samariter.

44. In welchem Verhältnis ſtanden ſonſt die Israeliten mit den Samaritern? Sie waren Feinde.

45. Doch hier hatten alle zehn dasſelbe Unglück. Alsdann ſchwindet die Feindſchaft. Als ſie den HErrn ſahen, was riefen da alle zehn? JEſu, lieber Meiſter, erbarme dich unſer.

46. Was antwortet der HErr auf den Hilferuf? Gehet hin und zeiget euch den Prieſtern!

47. Wie nannten die Ausſätzigen den HErrn? Sie nannten ihn: JEſu, lieber Meiſter!

48. Was erwarteten ſie von JEſu? Sie erwarteten, daß er ihnen helfen ſollte.

49. Was bewieſen ſie denn damit, daß ſie hingingen? Sie bewieſen damit, daß ſie dem Worte JEſu glaubten.

50. Was wohnte alſo in ihrem Herzen? Der Glaube wohnte in ihrem Herzen.

51. Die Prieſter mußten einem ſolchen Zeugnis geben, daß er rein ſei, und alsdann konnte der Reinerklärte zu ſeiner Familie zurückkehren. Solches hatte Gott im Geſetz geboten. Was beachtet JEſus alſo? Er beachtet das Geſetz.

52. In der Bergpredigt ſagt der Heiland: Ich bin nicht gekommen, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Warum iſt

Chriſtus nach dieſen Worten gekommen? Er iſt gekommen, das Geſetz zu erfüllen.

53. Demgemäß handelt der HErr auch. Wohin ſchickt er die Zehn? Er ſchickte ſie zu den Prieſtern.

54. Warum mußten ſich die Reingewordenen den Prieſtern zeigen? Die Prieſter mußten ſie unterſuchen und Zeugnis geben, daß ſie rein ſeien.

55. Wohin konnten ſie dann wieder gehen? Sie konnten zu ihrer Familie gehen.

56. Waren die Männer gleich rein, da JEſus zu ihnen ſagte: Gehet hin und zeiget euch den Prieſtern? Nein, ſondern, da ſie hingingen, wurden ſie rein.

57. Was trieb die Ausſätzigen zu dem HErrn? Die Not trieb ſie zu dem HErrn.

58. So ſollen auch wir, wenn wir in Not ſind, den HErrn anrufen. Welcher Spruch ſagt uns das? „Rufe mich an in der Not, ſo will ich dich erretten, ſo ſollſt du mich preiſen!“

59. In welchem Gebot wird uns das geboten? Das wird uns im zweiten Gebot geboten.

60. Wie lauten die betreffenden Worte? Sondern denſelben in allen Nöten anrufen.

61. Kein Kranker, der den HErrn bat, ging unerhört von ihm. Darum dürfen wir getroſt und mit aller Zuverſicht zu JEſu kommen. Was wird er dann auch thun? Er wird uns helfen.

62. Was ſollen wir alſo von den Zehn lernen? Wir ſollen von ihnen lernen, daß wir zu JEſu gehen, wenn wir in Not kommen.

2. Der HErr und der Eine.

So wären wir zu dem zweiten Abſchnitt gekommen: Der HErr und der Eine. — Ich will euch den Abſchnitt erzählen.

Einer aber unter ihnen . . . hat dir geholfen.

63. Welche Überſchrift gab ich dieſem Abſchnitt? Der HErr und der Eine.

64. Wohin hatte JEſus die Zehn geſchickt? Er hatte ſie zu den Prieſtern geſchickt.

65. Sie gehen. Doch ehe ſie hinkommen, da geſchieht das Wunder an ihnen. Welches Wunder? Sie wurden rein.

66. Im Unglück waren die Zehn beiſammen. Doch nun gehen ihre Wege auseinander. Neun kehren gleich zu den Ihrigen zurück. Was wird uns aber von dem Zehnten geſagt? Als er ſah, daß er geſund geworden war, kehrete er um.

67. Zu wem ging er wieder zurück? Zu dem HErrn JEſus, der ihn geſund gemacht hatte.

68. Was trieb ihn denn zurück zu ſeinem Wohlthäter? Die Dankbarkeit.

69. Er ſahe, daß er rein worden war. Wie drückte er dem HErrn ſeine Dankbarkeit aus? Er pries Gott mit lauter Stimme und fiel auf ſein Angeſicht zu JEſu Füßen und dankte ihm.

70. Wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über. Das Danken iſt ein köſtliches Ding. Unſer Katechismus fordert uns mehrmals zum Danken auf. Welches Gebot fordert das Danken? Das zweite Gebot.

71. In welchen Worten? In den Worten: Beten, loben und danken.

72. Welcher Artikel fordert uns ebenfalls dazu auf? Der erſte Artikel.

73. Wie heißen die Worte dort? Des alles ich ihm zu danken ꝛc.

74. Ja, eine Bitte fordert uns auch dazu auf. Welche? Die vierte Bitte.

75. Wie lauten die Worte? Und mit Dankſagung empfahen unſer täglich Brot.

76. Wenn die Leute in Not kommen, ſo gehen wenige zu JEſu und rufen ihn um Hilfe an; aber noch viel wenigere danken ihm für die erwieſenen Wohlthaten; das ſehen wir hier. Wie viele dankten nur? Nur einer dankte.

77. Zu welchem Volke gehörte dieſer Eine? Er war ein Samariter.

78. Von welchem Volke waren die andern neun geweſen? Von dem Volke der Juden.

79. Wie dachten ſich die Juden den Samaritern gegenüber? Die Juden dachten ſich beſſer.

80. Das waren ſie nicht. Bei dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter beſchämte der Samariter den Prieſter und Leviten, indem er dem Notleidenden half. So auch hier. O Kinder, vergeßt ja nicht das Danken! Sonſt möchte auch einſt ein Fremdling kommen und dankbarer ſein als ihr. Was ſagte JEſus zu dem Einen? Sind ihrer nicht zehn rein worden, wo ſind aber die Neune?

81. Warum nennt ihn JEſus einen Fremdling? Weil er kein Jude war.

82. Gott hatte dem Volke Iſrael überſchwänglich viel Gutes erwieſen, aber ſie achteten ſolches nicht. Das ſagt auch der Spruch unter der Hiſtorie. Wie wird das Volk Iſrael da genannt? Eine verkehrte und böſe Art.

83. Was thaten die Kinder Iſrael ſchon zu Moſes Zeiten immer und immer wieder? Sie fielen von Gott ab. Sie murrten wider Moſe.

84. Was ſind ſie darum nach dem Spruche nicht? Sie ſind nicht Gottes Kinder.

85. Welche Fragen ſtehen in dem Spruche? Dankeſt du alſo dem HErrn, deinem Gott, du toll und thöricht Volk? Iſt er nicht dein Vater und der HErr? Iſt's nicht er allein, der dich gemacht und bereitet hat?

86. Wenn Gott unſer Vater, HErr, Schöpfer und Bereiter iſt, was ſollen wir da billig thun? Wir ſollen ihm danken.

87. JEſus fragt alſo nach dem Dank, nicht ſeinetwegen; er bedarf unſer nicht; ſondern zu Gottes Ehre und zu unſerm Heile. JEſus hatte die, denen er die Wohlthat erzeigete, wohl gezählt. Was ſagte er zuletzt zu dem Samariter? Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.

88. Die Neun hatten durch ihre Undankbarkeit ihre Sündenſchuld noch größer gemacht. Dieſer Fremdling, dieſer Samariter war nicht bloß von ſeinem leiblichen Ausſatz rein, ſondern weſſen durfte er jetzt auch ganz gewiß ſein? Daß er von aller Sündenſchuld rein war.

89. Zum Schluß. Was ſollen wir von den Zehn lernen? Wir ſollen von ihnen lernen, daß wir Gott anrufen ſollen, wenn wir in Not ſind.

90. Was wollen wir aber von dem Einen lernen? Wir wollen lernen, daß wir Gott danken ſollen, wenn er uns geholfen hat.

Dazu möge uns Gott durch ſeinen Heiligen Geiſt helfen. Nun wollen wir noch miteinander ſingen 350, Vers 4 und 9.

Ich rief dem HErrn in meiner Not:
Ach Gott, vernimm mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Troſt gedeihen.
Drum dank, ach Gott, drum dank ich dir.
Ach danket, danket Gott mit mir!
Gebt unſerm Gott die Ehre!

So kommet vor ſein Angeſicht
Mit jauchzenvollem Springen,
Bezahlet die gelobte Pflicht
Und laßt uns fröhlich ſingen:
Gott hat es alles wohl bedacht
Und alles, alles recht gemacht.
Gebt unſerm Gott die Ehre!

A BRIEF SCHOOL HISTORY OF THE UNITED STATES.

PART I.

COLONIAL HISTORY.

CHAPTER VIII.

NEW YORK AND THE MIDDLE COLONIES.

§ 80. While the English were colonizing New England at the north and Virginia at the south, the *Dutch* had taken possession of the important valley of the Hudson River and the region around its mouth. A year after Henry Hudson had discovered and explored this region, trading with the Indians for furs was begun; the coast and the rivers were actively explored. A New Netherland Company

was chartered; a trading-house, called Fort *Nassau*, was built on the Hudson, not far from the spot where Albany now is; but no real colonization was undertaken until *1623*, in which year a company of well equipped settlers arrived on *Manhattan Island*, which they bought from the Indians for sixty guilders, or about 24 Dollars and founded the colony of *New Amsterdam*. Other large tracts of land were also bought and the Dutch established themselves across the river in New Jersey and as far up the Hudson as the present city of Albany. Still, for several years they had little success in settling the lands they had bought. In 1629, however, the Dutch Government began to offer large grants of land to any member of the Dutch West India Company, who should establish a colony of at least fifty persons upon his grant. These individuals, who would undertake to colonize their grant were called *Patroons*, or Patrons. The government also offered as much land as they should cultivate to any free settlers who should remove to such a grant at their own expense. This was introducing a kind of feudal system, the Patroon being the "lord," whilst the settlers were his "tenants," who not only paid their rent, but were expected to work for the land-owner in a sort of subjection for seven years.

§ 81. Several Patroon colonies were established; but the system did not produce satisfactory results and the progress of colonization was slow. The Company government, as administered by the directors or governors whom it sent out, was too arbitrary to permit a colonial growth at all comparable with that of New England.

§ 82. Southward, on the Delaware, the *Swedes* had founded a colony, in 1638. They refused to be warned off by the Dutch, who claimed the region. They bought some land of the Indians, and built a fort, called *Christina*, near the present site of the city of Wilmington. This was *the first* LUTHERAN *colony founded in this country*, although there were Lutheran settlers mingled with the Dutch colony on the Hudson. The plan of founding this colony was conceived by *Gustavus Adolphus*, King of Sweden, and carried into effect by his chancellor, *Axel Oxenstierna*. The expedition had been equipped with a lavish hand and led by an experienced and talented commander, *Peter Minuit*. The purpose of the enterprise was to establish a Lutheran Mission on these, then heathen, lands. This Swedish colony, called *New Sweden*, prospered and enlarged itself during sixteen years. On Trinity Sunday, 1639, the *first Lutheran Church in America* was consecrated at *Christina*. In the year following another church was consecrated at *Wicaco*, close to the town of Philadelphia and thus, five years *before* the arrival of William Penn, a Lutheran minister was preaching the Gospel in the

neighborhood of where Philadelphia now stands; and before *Eliot* began to preach to the Indians in Massachusetts a Swedish Lutheran minister named *Campanius* had rendered Luther's Catechism into the Delaware Indian tongue.

§ 83. But the dream of a *New Sweden* was not to be realized. The Dutch claimed the region, and in 1654 a Dutch force from New Amsterdam compelled the Swedes to acknowledge themselves under the government of Holland. New Sweden finally passed under English rule, with the rest of New Netherlands.

§ 84. The English had all this time looked upon the New Netherlands as belonging to them, founding their claim on the discovery of the Cabots. In 1664 they were ready to make this claim good. Charles II granted to his brother, the Duke of York, a large region, including New Netherlands. An expedition was at once sent out to take possession of the region granted. No opposition was offered when the English fleet arrived off New Amsterdam. The Dutch settlers had become so lukewarm toward their own government, that they refused to stand by their old governor *Stuyvesant* (sti'-ve-sant), whose strong hand and stubborn head had kept them down too much. The governor had to surrender, and the whole territory from the Connecticut River to the Delaware came into English possession. The town of New Amsterdam now changed its name to *New York*. The territory became the proprietary province of *New York*. The Duke of York, in turn, transferred to Lord John Berkeley and Sir George Cateret the part of his domain which lay between the Hudson and the Delaware, and it received the name *New Jersey*.

§ 85. The two proprietors made a liberal constitution for the colony and promised equal rights and liberty to all religions. The effect of this was that many persons of various religious denominations, that were oppressed in Europe, came to New Jersey. Among them were the *Friends*, or *Quakers*, as they were called, a religious society which arose in England about 1650. They differed from the Church of England in many respects, but particularly in their refusal to serve as soldiers, or to encourage war in any way. They, further, thought it wrong to take oaths, or to doff their hats in the presence of other men. For this they were severely persecuted in England, and they longed for a place of refuge in America. It was for this reason that a company of leading Friends had bought out Berkeley's interests in New Jersey. A division of the province was now made and the Quaker proprietors received *West* Jersey, while *East* Jersey remained to Cateret. Immediately there was a large immigration of Quakers to West Jersey.

§ 86. The manager of the purchase of West Jersey by the Quakers was the celebrated *William Penn.* His father, Admiral Penn, had served the king in the wars between the English and Dutch and had a claim on the crown for £16,000 or 80,000 Dollars. While William was a student at Oxford, he came under the influence of the Quakers, and was expelled from the university, with others, for the resistance they made to certain religious ceremonies introduced at that time. His father then sent him to Paris, where William became an accomplished man of the world. But, on his return to England, he again joined the Society of Friends. Then his father cast him off; whilst William became a Quaker preacher and had to suffer imprisonment in the Tower. The influence of his family saved him from the heavier penalties which fell upon many of his sect. His father on his death-bed reinstated him as his heir. Some years later we find Penn exerting great influence at court. With the help of powerful friends, he was enabled so to press his father's claim against the crown as to secure from King Charles II a proprietary domain, on the western side of the Delaware, which afterward became the State of *Pennsylvania.* The name was given in honor of Penn's father, and means "Penn's Woodland." Later on, what is now the State of *Delaware* was also added to this tract.

§ 87. In the autumn of 1681, three ship-loads of emigrants, mostly Quakers, left England for the purpose of founding in Pennsylvania a Christian community dedicated to justice, truth, and peace. Penn himself came out the next year with a large additional number. The region to which these settlers came had been already settled by the Swedes and Dutch. But Penn treated these colonists so generously that the Swedes said the day he came was "the best day they had ever seen."

§ 88. In the same generous and noble way Penn treated the Indians, and soon won their hearts by his easy confidence, and familiar speech. He walked with them alone into the forests. He sat with them on the ground to watch their young men dance. He joined in their feasts, and ate their roasted hominy and acorns. Having become intimate with a number of chiefs and their warriors he proposed to hold a conference with them.. On the banks of the Delaware lay a natural amphitheatre, used from time immemorial as a place of meeting for the native tribes, called *Sakimaxing* — now corrupted into Shackamaxon — meaning "the place of kings." At this spot stood an aged elm-tree. Under its spreading branches friendly tribes had been wont to meet. Here also Penn made his famous treaty with the Indians. No oaths, no seals, no mummeries were used; the treaty was ratified on both sides with "yea" — and, unlike

many other treaties sworn and sealed, was kept. As long as the Quaker control of the colony lasted, which was seventy years, both parties lived up to this treaty and there was unbroken harmony between them. The Indians called Penn "Onas," and the highest praise they could give a white man was to say he was "like Onas." About the end of the year 1682, Penn laid out a capital city for the colony, calling it *Philadelphia*, which means "brotherly love." In this peaceful and kind manner was planted the State of *Pennsylvania*. The colony grew rapidly. In 1684 it had twenty settled townships and a population of 7000.

Trouble subsequently arose between Penn and some of the colonists, which resulted in the secession of three counties. This was the origin of the State of *Delaware*. L.

Zur Geſchichte des Kirchengeſanges.[1])

(Mitgeteilt von L.)

Mehrfache auf unſere Zeit gekommene Nachrichten beſtätigen es, daß ſchon im elften Jahrhundert der Kirchengeſang im Hamburger Dom einen beſonders feierlichen Charakter trug. Es war hauptſächlich Erzbiſchof Adalbert (1048—1072), der darauf Bedacht nahm, den von ihm mit reichſtem Prunk ausgeſtatteten Gottesdienſt durch Muſik noch wirkungsvoller zu geſtalten. Sein Biograph, der Domſcholaſtiker Adam aus Bremen, erzählt, daß der Erzbiſchof ſich ſelbſt und die ganze Domgemeinde erfreut, gehoben und erbaut habe an dem mächtigen Eindruck eines volltönenden Chorgeſangs, den er „in einer vormals hier unbekannten Weiſe" eingeführt. Es wird dies wohl der gregorianiſche Geſang geweſen ſein.

Wie der Biograph Adalberts uns weiter erzählt, pflegte der Erzbiſchof die Oſter-, Pfingſt- und Muttergottesfeſte am liebſten in Hamburg im Dome zu feiern. Er berief dann in der Regel diejenigen Kleriker aus der Diöceſe, die eine ſchöne Stimme beſaßen, nach Hamburg, um bei den Feſtgeſängen mitzuwirken. So ließ er u. a. während dreier Meſſen zwölf Litaneien abſingen, „denn er wollte alles groß haben, alles bewundernswert, alles prachtvoll, ſo in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen, und darum ſoll er auch an dem Rauch der Spezereien ſich ergötzt haben und an dem Blitzen der Lichter und an dem Donner (sic) der laut ertönenden Stimmen". Aus letzteren Worten geht hervor, daß unſern heutigen Ohren der Cantus der frommen Sänger des heiligen Adalbert wohl etwas weniger ergötzlich geklungen haben würde. Berichtet uns doch ſchon der Diakon Johann in ſeiner Lebens-

1) Aus „Blätter für Haus- und Kirchenmuſik". Herausgegeben von Prof. Ernſt Rabich. Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Langenſalza.

beſchreibung Gregors des Großen, daß die Stimmen der Deutſchen keiner ſanften Modulation fähig geweſen ſeien, weil ihre an den Trunk gewöhnten und ungebildeten Kehlen jene Biegungen, die „eine zarte Stimme“ erfordert, nicht zugelaſſen hätten, ſo daß ihre abſcheulichen Stimmen nur ſolche Töne hervorzubringen fähig geweſen ſeien, die dem Gepolter eines von der Anhöhe herunter rollenden Laſtwagens ähnelten. Spricht doch ſelbſt Luther noch von dem wüſten Eſelsgeſchrei des Chorals, womit er das rohe Abſingen des lateiniſchen Chorals in den Klöſtern meinte, „wo ſie das Quicunque blöken und die Pſalmen mit eitel Jägergeſchrei und mit ſtarken feiſten Succentorſtimmen hinaustönen und alſo zugleich heulen, murmeln und plärren“.

Die Hamburger Domſchule war übrigens eine Pflanzſtätte der Kirchenmuſik. Sie wurde von dem mit der Würde eines Kantors bekleideten Domherrn und dem Canonicus Scholasticus beaufſichtigt.

Mit der Einführung der Reformation wurde der Kirchengeſang einheitlicher organiſiert und aus dem engen Rahmen herausgehoben, der ihn bislang umſchloſſen hielt. Das von Bugenhagen geſchaffene Kantorat hatte mit jenem am Dome nichts zu thun. Der Kantor hatte allen Kindern, „den großen und kleinen“, das Singen zu lehren, aber nicht allein den gewöhnlichen Geſang, ſondern mit der Zeit auch den künſtlichen, „nicht allene den langen Sanck, ſunder ock in figurativis“. Unter ihm ſtanden die vier Pädagogi, die den Kantor in der Schule zu unterſtützen hatten; auch die ſogenannten Schlafgeſellen hatten helfend einzuſpringen, wenn er „mytt ſyner Cantorye will eyn feſt maken in den karken, datt de kynder in der Muſica luſtich unde wol geübet werden“.

Der Küſter hatte mit den Kindern in den Pfarrkirchen einen oder zwei Pſalmen zu ſingen, das weitere kam dem Pädagogus oder „kyndermeſter“, wie er auch genannt wurde, zu. Jedes der vier Kirchſpiele von St. Peter, Nicolai, Catharinen und Jacobi beſaß einen ſolchen „kyndermeſter“. Dem Kantor lag es ferner ob, an den Sonn- und Feſttagen „eine gute feine Muſica“ in der Kirche zu machen. „Weil man aber auf den Chören Motetten von 8 Stimmen ordinar gebrauchet, und der Baß allzeit gedoppelt muß beſetzt werden — wie es in einer Ordnung des Kantors vom 10. Auguſt 1642 heißt —, ſo ſollen hinführo Neune eines Ehrbaren Rats Muſikanten, ſowohl an Feſt- als Sonntagen zu Chore gehen, und pro Variatione ſo wol allerhand beſaitete als blaſende Inſtrumenten mit ſich bringen, auch zu rechter Zeit, alß nemblich deß Morgens vor ſieben und deß Nachmittags, wenn in der Veſper ſol und muß Muſiciret werden, vor 1 Uhr mit ihren Inſtrumenten rein geſtimmet, ſich einſtellen und alß den Figural-Geſang ſtracks mit anfangen und den auch vollenden helfen.“

Ehe ich auf die Vokaliſten zu ſprechen komme, ſei zunächſt der Ratsmuſikanten gedacht, die in der Kirche die Inſtrumental-Muſik auszuführen hatten. Es waren deren acht. Was ihre Verpflichtungen anbelangt, ſo

hatten sie alles zu spielen, was vom Kantor angeordnet wurde, und zwar mußten sie sich, „so oft der Kantor ordinär figuriret", morgens einstellen, „sobald der Introitus der Musica" begonnen hatte. Bei sogenannten großen Musiken wurden noch weitere acht Musikanten von den „Rollbrüdern" (es war dies eine Art von Brüderschaft, die den Musikanten-Zünften in den andern Städten nachgebildet war), sowie die drei Turmbläser vom Dome, St. Nicola und St. Jacobi, hinzugezogen.

Der Vokalisten, die der Hamburger Staat unterhielt, um unter des Kantors Leitung den Figuralgesang in den Kirchen auszuführen, waren ebenfalls acht. Sie wurden von den „Herren Deputierten der Musik" in Kost „verdungen". Zuweilen geschah es, daß alle acht bei einem Bürger untergebracht waren. Die Mahlzeiten bestanden „in drey Eßen, als ein Gericht Vorkost, Fleisch oder Fische, Zugemüse, neben Butter und Käse; des Sonn- und Festtags ein Gebratenes, zum Trinken gut Bier, den Bassisten, Tenoristen und Altisten jedem zur Mahlzeit ein Quartier (etwa ¾ Liter), den Diskantisten eine Blancke!"

Bevor ich mich zu den Vokalisten und deren Gesang wende, möchte ich einiges über den allgemeinen Kirchengesang, wie ihn die Kirchenordnung von Johannes Äpinius organisiert hatte, mitteilen. Äpinius (1499—1553) war ein Freund und Schüler Bugenhagens, der die Reformation in Hamburg eingeführt hatte. Die von ihm verfaßte zweite Kirchenordnung ist in der Hauptsache eine Ergänzung, in einigen Punkten eine Abänderung jener von Bugenhagen. Als Jahr der Entstehung kann das Jahr 1539 angenommen werden, doch kann die Kirchenordnung auch schon früher entstanden sein. Später erhielt sie noch weitere Zusätze, zu Recht bestand sie aber bestimmt 1548.

Sie schließt sich im wesentlichen der Bugenhagenschen an, die am 15. Mai 1529 von Rat und Bürgerschaft angenommen wurde. Sie bestimmte, daß der Küster mit den Kindern in der Kirche einen oder zwei Psalmen zu singen habe, das übrige aber dem Pädagogus des betreffenden Kirchspiels zukam. An den Wochentagen, und zwar sowohl morgens wie abends, sollten ferner zwei Knaben auf einem besonderen Platze eine Antiphon im Chor singen und „bald darauf" hatten zwei andere, den ersten beiden gegenüber, einen Mettenpsalm im Tone der Antiphon anzustimmen. Derselbe Psalm „und noch einen oder zwei dazu" wurden dann von „beiden Chören Vers um Vers" lateinisch gesungen; es war also eine Art von Wechselgesang, der sicherlich nur im psalmodierenden Ton gehalten war. Hierauf folgte das „Gloria patri" und ein Octonarium; hierunter ist der Psalm 119 zu verstehen, der in 22 Octonarien, das heißt, in Abteilungen von je acht Versen eingeteilt wurde. Dann wurde wieder das Gloria patri und ein Antiphon gesungen. Die Psalmen sollten aber nicht abgeleiert, „abgerumpelt" werden, „sunder fyn (fein) sillabatim pronuncieret myt eynem guden medio". Nach dem Antiphon mußte dann ein Knabe eine

lateiniſche „Lection“ aus dem neuen Teſtament leſen und zwar im Tone, wie man die Metten zu ſingen pflege, den Schluß aber bilden wie „wen me las eine prophetia, alſo sol, sol, sol, la, sol, fa, fa“. Es mußte mit dem Titel des Buchs und Kapitels begonnen werden, aus dem vorgeleſen wurde, ſo z. B.: „Lectio sancti evangelij secundum Mattheum capite primo, secundo etc. Oder: Lectio epistole beati Pauli apostoli ad Romanos capite duodecimo“ etc. Ein Knabe löſte dabei den andern ab, der vierte hatte dann aber das in deutſcher Sprache zu leſen, was die andern lateiniſch geleſen hatten, „doch nicht mit Geſang, ſondern laut und ſchlicht, wie man das Evangelium auf dem Predigtſtuhl zu leſen pflegt“. Hierauf mußte dann der Kantor allein den erſten halben Vers vom Benedictus ſingen, und zwar im Tone jener Antiphon, „die er nach dem Benedictus zu ſingen gedenkt“. Das Benedictus wurde dann „wie üblich“ von beiden Chören zu Ende geſungen. Nach der Antiphon hatten die Knaben zu knieen und mußten das Kyrie und das Pater noster herſagen. „Der Prediger ſprach: Et ne nos etc. und Et salutare tuum da nobis etc., worauf zwei Knaben das Benedicamus domino ſangen. Des Abends oder bei der Veſper ſoll es mit dem Antiphon und den Veſperpſalmen gerade wie morgens, aber ohne Octavium gehalten werden.“ Nach vier Lektionen aus dem Alten Teſtament wurde der Hymnus des Tages geſungen, alsdann das Magnificat und das Kyrie eleiſon.

Sonnabends aber und bei der Veſper an Feſttagen wurde zwiſchen der Lektion und dem Hymnus ein Reſponſorium geſungen, von dem jene Knaben, „die erſt ſingen lernen“, den erſten Vers mit dem Gloria patri allein vorzutragen hatten. Nach dem Benediktus ſollte dann „langſam“ das “Nunc dimittis“ geleſen und der Hymnus vom „HErrn Chriſto JEſu redemptor seculi verbum patris altissimi mit gleichem Geſange — darunter verſtand man den gregorianiſchen, in gleichwertigen Noten ſich bewegenden Geſang — und mit einer langen Note oder Pauſe am Schluß eines jeden Verſes“ geſungen werden.

Des Sonntags wurde ein Abſchnitt aus dem Katechismus, und zwar lateiniſch, von den Knaben, die in zwei Gruppen geteilt waren, geleſen. Dann mußten zwei die Antiphon anheben und zwei andere hierauf den Pſalm „mit einem oder zwei Oktonariis“. Nach der Lektion wurde ein Reſponſorium angeſtimmt; die „kleinen Knaben“ ſangen das „Gloria patris“, worauf das Tedeum mit Orgelbegleitung, nachher das Kyrie, die Kollekte und das Benedikamus folgen. Dem Organiſten wurde empfohlen, im Winter das Tempo des Tedeum nicht zu langſam zu nehmen, damit die Knaben während der Predigt, die darauf folgte, „ein wenig heim“ gehen könnten. Die Gemeinde fand ſich erſt zur Predigt ein, wie das heute noch in den Hamburger Kirchen der Fall iſt. Die Meſſe begann mit dem Geſang eines deutſchen Pſalms, an hohen Feſten mit einem lateiniſchen, zuweilen auch mit einem deutſchen Kirchenlied. Dann folgte das vom Chor

geſungene Kyrie und Gloria. Nach der Verleſung der Epiſtel ſtimmten die Knaben das Halleluja, hierauf einen „deutſchen Sang aus der Schrift“ an. Nach der Predigt intonierte der Geiſtliche den erſten Satz des Credo, und zwar deutſch, worauf der Chor oder die Gemeinde das Nicänum zu Ende führte; alsdann folgte der Choral: „Wir glauben all an einen Gott“. Die Präfation ſang der Prieſter, das Sanktus der Chor. Während die Kommunikanten zu ihren Plätzen zurückkehrten, ſtimmte die Gemeinde ein deutſches Kirchenlied an, etwa „JEſus Chriſtus“ oder „Gott ſei gelobt und gebenedeit“, alsdann das „Agnus Dei“.

Wie aus alten Aktenſtücken hervorgeht, ſang die Gemeinde bis zum letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in plattdeutſcher Sprache, es kam ſogar häufig vor, daß ein Teil der Gemeinde plattdeutſch, der andere hochdeutſch ſang; vor dem Jahre 1700 gab es überhaupt kein offizielles Geſangbuch in Hamburg.

Ich habe bereits angeführt, daß der Staat acht Vokaliſten unterhielt, mit deren Qualität es oft ſchlecht beſtellt war, wie aus den Klagen hervorgeht, die ſämtliche Kantoren dem Rate alle Zeit vorgetragen haben. Unter den vom Staat beſoldeten Vokaliſten befand ſich häufig rechtes Geſindel, die, wie aus einem Memorandum des berühmten Kantors Sellius vom 11. Juli 1643 hervorgeht, ihrem Koſtherrn „bey nacht ſchlafender Zeit die Fenſter ausgeworfen und das Haus geſtürmet haben“. Wilde Gäſte nennt er ſie, die keine Autorität, weder kirchliche noch ſtaatliche achten.

Mit den muſikaliſchen Fähigkeiten ſtand es nicht beſſer. In einer „Ordnung“ aus dem Jahre 1649 wird ſchwere Klage darüber geführt, daß es an tüchtigen Vokaliſten für den Kirchenchor mangele und man auf Mittel und Wege bedacht ſein müſſe, wie dieſem Übelſtand abgeholfen werden könne. Der Rat ließ es an Verſuchen, den Kirchengeſang zu heben, nicht fehlen, aber die Klagen der Kantoren wiederholen ſich von Jahr zu Jahr. Am 11. Mai 1685 ſchreibt Gerſtenbüttel an das Collegium pastorale, daß im „heiligen Cantico die Geſang-Säue mit einander gleichſam in der Wette ſingen, da der eine Menſch in dieſem Winkel in dieſer Pauſe, der andere aber in einem anderen zu jenem fortſinget, und man ſich zuweilen Solo, zuweilen auf von 4 oder 8, zuweilen auch in ſo vollem Chor als ſie zu der Zeit verſammelet ſind, hören laſſet, daß öfters in der Kirche niemand ſchweiget als nur der Succentor mit ſeinen Knaben; welcher, ſo er die Andacht der Zuhörer begleiten wollte, desfalls nicht allein zur Rede geſtellet, ſondern von einigen supercitissis übel angefahren und traktieret werden würde“. Er führt weiter aus, daß der Chorgeſang eine „Schmach vor Gott und frommen Chriſten“ ſei, aber es fehle ihm bald an Inſtrumentiſten, bald an Vokaliſten, bald an beiden.

Aus mehreren Stellen in den Gerſtenbüttelſchen Schriftſtücken geht hervor, daß die Figuralmuſik zu Zeiten der Ordinarii teils darin beſtand, daß „die Antiphona, Magnifikat, Sequenzen“ ꝛc. vom „Chorus Musico“

ſtatt wie ſonſt üblich vom Succentor und von den Knaben, mit Begleitung von Inſtrumenten geſungen wurden; nach der Predigt führte man ein Muſikſtück auf. Der lateiniſche Geſang verſchwand immer mehr, nachdem 1676 die Nachmittagspredigt eingeführt worden war. Aber noch 1696 wurde in der Veſper und an Sonntagen lateiniſch geſungen, wie aus der in dieſem Jahre vom Schulkollegen Bremer herausgegebenen Sammlung lateiniſcher Pſalmen und Hymnen hervorgeht.

In dem Ordinario wird ausdrücklich der „Cantus Puerorum" — in der Regel waren es vier Chorknaben — vom „Cantu Chori" unterſchieden, die zuweilen ſich im Geſang teilten, alſo eine Art Wechſelgeſang ausführten. So wurde unter anderm die Antiphon von den Knaben angeſtimmt und vom Chor wiederholt. Dieſer Wechſelgeſang wurde, wie die alten Kirchen- und Schulordnungen beſagen, an verſchiedenen Stellen ausgeführt, ſchreibt doch auch Äpinus ausdrücklich vor, daß die Singenden auf „ſonderliche Stellen" ſtehen ſollen.

Eine Art von Programm iſt uns aus dem Jahre 1614 erhalten. Damals war Erasmus Prätorius Kantor am Johanneum. Bei der Einweihung der Kirche in Allermöhe am 2. Februar 1614 „ſtimmte der Herr Kantor der Hamburgiſchen Schule, Erasmus Prätorius, zuerſt mit zehn Studierenden den lateiniſchen Geſang an: Veni sancte spiritus. Hierauf machte auf einem zu dieſem Zweck herausgeſchafften Poſitiv der Organiſt an der St. Petri-Kirche, Jakob Prätorius, ein Vorſpiel und begleitete dann den achtſtimmig von Hieronymus Prätorius, Organiſt zu St. Jakobi, komponierten Kanon: Nunc dimittis servum tuum. Hierauf wandte ſich M. Michgreve an die Gemeine mit dem Geſange: ‚De Herr ſy mit juw' (euch), der vom Chor vierſtimmig beantwortet wurde. Dann ward die Feſtkollekte geſungen und die Epiſtel verleſen". Die Geſänge, die mit der Orgel begleitet wurden, waren vor der Predigt: „Ein Kindlein ſo lavelick" ꝛc., zwiſchen der Predigt: „Nu bidden wy den hilgen Geiſt" und nach ihr der vierſtimmige Kantus: „O Gott, wy danken dyner Güde". Zum Schluß, nach dem Segen, ſang der Chor achtſtimmig: „Lobe vnde Dank".

Es kamen Jahre, in denen es den Kantoren ermöglicht war, vorübergehend eine gute Kirchenmuſik zu ſchaffen, aber die Herrlichkeit dauerte niemals lange. Bereits 1648 klagt der Kantor Thomas Sellius (1599 bis 1663), daß es unmöglich ſei, in Hamburg mit der Vokalmuſik etwas zu erreichen, „fortzukommen", wie er ſich ausdrückt. Sein Nachfolger, der berühmte Bernhard, der nur zehn Jahre den Kantordienſt verſah, da der Churfürſt von Sachſen ihn wieder nach Dresden zurückberief, führte „ſeine erſte Muſika" am Sonntage Sexageſimä 1664 in der St. Petri-Kirche auf. Er hat aber ſo wenig die Kirchenmuſik in geordnete Bahnen leiten können, wie ſeine Nachfolger; alle Kantoren betonen beſonders, daß ihre künſtleriſchen Intentionen ſtets an dem Knauſer-Syſtem geſcheitert ſeien, man habe keine ordentlichen, muſikaliſch geſchulten Sänger halten können, weil ſie zu

schlecht bezahlt wurden. Sellius bemerkt in einer Eingabe aus dem Jahre 1650, daß bei der schlechten Bezahlung kein Sänger dem „Choro Musico“ mehr dienen wolle. Die Stadt bewilligte überhaupt nur die Mittel für acht oder höchstens zehn Sänger. „Es sind aber — wie Gerstenbüttel klagt — noch niemals derer so viel zu bekommen gewesen, da doch in einer solch großen weitberühmten Stadt ihrer wohl dreymal zehn oder mehr vorhanden seyn sollten. Und hat der Kantor gar leise mit denen Vokalisten, die er bishero gehabt, umgehen müssen.“ Gerstenbüttel machte den Rat auch darauf aufmerksam, „daß es ein vornehmer Ort wie Hamburg nicht leiden dürfe, daß so hinlässig, liederlich und verächtlich musizieret werde, wie es von gemeinen Vaganten und in andern Städten geschieht, die es nun einmal nicht besser hätten und machen könnten, weil man in Hamburg berühmte Meister wisse und weil es die trefflich wohlbestellte Republikam ornieren soll und nicht denigrieren und weil viel fremde Nationen sich hier aufhalten, die anderweit sehr schimpflich davon reden, wie dem Cantori genug bekannt sei“. Selbst ein Ph. E. Bach vermochte die Kirchenmusik nicht auf die gewünschte künstlerische Höhe zu bringen, auch er klagte noch darüber, daß er keine großen Werke aufführen könne; besaß er doch nur zwei Chorknaben, die selten über zwei oder drei Jahre ihre gute Diskantstimme behielten und es dann längere Zeit an solchen fehlte. „Die Tenor- und Altsänger seien gute brave Leute, aber ohne gefällige Stimme.“

Über die Fortbildung des Lehrers in seinem Berufe.

(Nach Kehr, Kellner u. a.)

Der Lehrerberuf ist eine der wichtigsten und erhabensten, aber auch eine der schwierigsten und verantwortungsvollsten Berufsarten. Wer sich ihm widmet, muß nicht nur die notwendigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten besitzen, sondern vor allem auch entschlossen sein, sich demselben mit seiner ganzen Persönlichkeit voll und freudig hinzugeben. Diese völlige Hingabe an den Beruf bedingt an erster Stelle unabläßige Sorge für die notwendige Tüchtigkeit in demselben, welche nach gründlicher *Vorbildung* nur durch gewissenhafte und nie rastende *Fortbildung* erlangt werden kann.

Das Bedürfnis der Weiterentwicklung, das ist, Vervollkommnung, liegt schon in der Natur des Menschen begründet, denn „leben heißt streben“. Das Wort Christi aber: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, macht uns auch das ernste Streben zur Vervollkommnung in unserm Lebensberufe ausdrücklich zur Pflicht.

Wo dieses Streben fehlt oder aufhört, da tritt nicht nur Stillstand, sondern Rückschritt ein; denn „wer nicht vorwärts geht“, sagt Göthe, „der

kommt zurücke". Alle Stände und Berufszweige ringen nach Fortbildung; für keinen aber ist dieselbe mehr ein inneres Bedürfnis, als für den Lehrerstand, der ja auch dazu mit berufen ist, den Sinn und das Streben nach steter Vervollkommnung in die Herzen der Jugend zu pflanzen.

Auch die beste Bildungsanstalt kann dem Lehrer nicht jenes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten geben, welches ihn für alle Lagen und Verhältnisse, in welche ihn sein Beruf führt, von vornherein tauglich macht. In den schwierigeren Fällen kann er ohne besonderes Studium und Übung für das speziell Notwendige gar nicht fertig werden. Aber auch für gewöhnliche Verhältnisse fordert die erfolgreiche Ausübung seiner Standespflichten ein unausgesetztes Streben nach Vervollkommnung in Kenntnissen und Fertigkeiten. „Die Geschäfte des Schulamtes sind eben", wie Overberg sagt, „von der Art, daß man dieselben nie genug auslernen kann." Die Anforderungen, welche in wissenschaftlicher und erziehlicher Hinsicht an den Lehrerstand gemacht werden, steigern sich fortwährend. Immer mehr sucht man die pädagogischen Schätze früherer Jahrhunderte zu verwerten; fortwährend fördern die pädagogischen Bestrebungen Neues zu Tage. Da gilt es zu prüfen, was von dem Alten und Neuen gut und verwendbar ist, und, wo nötig, sich in die neuen Wege einzuarbeiten.

Ist nun die Fortbildung für jeden Lehrer ein unabweisbares Bedürfnis, so ist sie es doch ganz besonders für den Anfänger im Lehrerberufe. Dieser muß klar erkennen, daß er noch kein Meister ist, zugleich aber auch den ernsten Willen haben, ein solcher zu werden. Er muß auf der Grundlage, die er in seiner Bildungsanstalt erhalten, mit allem Fleiße fortbauen, sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen suchen, nach Fertigkeit und Sicherheit in der Methode streben und vor allem die hohe Kunst zu erwerben trachten, durch seine Wirksamkeit die Kinder zu gewinnen und zu fesseln. Die Erfahrung lehrt, daß die geistige Spannkraft erlahmt und Geist und Gemüt gleichmäßig verkümmern, wenn den Seelenkräften nicht unausgesetzt neue Nahrung zugeführt wird. Will sich der Lehrer davor bewahren und sich die schon erworbenen Kenntnisse als dauerndes Eigentum sichern, so muß er durch geeignetes Studium dieselben auffrischen und durch weitere Gesichtspunkte und gründlichere Aneignung des Stoffes so vertiefen, daß er allmählich zu einer sicheren Verfügung und Herrschaft über dieselben gelangt. „Der Lehrer, der an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitet, arbeitet damit auch an der Vervollkommnung seiner Schule." (Pestalozzi.)

Gründliche Fortbildung ist auch eines der besten Mittel zur Erhöhung der Berufsfreudigkeit; denn sie lehrt dem schweren Berufe stets neue und belebende Seiten abgewinnen und gewährt für die Ausübung desselben immer mehr Sicherheit.

„Unsicherheit im Wissen, Unsicherheit in der Methode, Unsicherheit in den Anordnungen, Teilnahmlosigkeit der Schüler, Fehler gegen die Unterrichtsgesetze, Abnahme der geistigen Spannkraft, Unzufriedenheit mit den

Kindern, mit sich und dem Berufe: das sind hingegen die traurigen Folgen der geistigen Stagnation. Fortbildung aber ist ein Quell edler Begeisterung für den Beruf, denn sie gewinnt ihm stets neues Interesse ab; sie ist eine mächtige Schutzmauer gegen den Mechanismus und den handwerksmäßigen Betrieb des Unterrichts."

Um sich nun in dem so wichtigen Berufe wahrhaft und in geregelter Weise fortbilden zu können, kommt es vor allem darauf an, hierzu die besten und geeignetsten Mittel zu kennen. Der Schwerpunkt einer gründlichen Fortbildung liegt zunächst in einer gründlichen Vorbereitung für den Unterricht und ebenso in einer gründlichen Nachbereitung.

Mancher Lehrer glaubt sich gehörig vorbereitet zu haben, wenn er für die nächste Unterrichtsstunde so viel Unterrichtsstoff zurecht legt, als er gerade braucht. Aber eine solche Vorbereitung reicht nicht aus, wenn sie auch gewissenhaft geübt wird. Sich für einen Tag vorbereiten, heißt, nach Art der armen Leute, „aus der Hand in den Mund leben"; ein häufiger Notstand ist die Folge davon. Ist der Lehrer dann einmal unwohl, oder erhält er Besuch, so kommt er leicht in Verlegenheit und muß vielleicht Repetition eintreten lassen, wo er im Pensum fortfahren sollte. Die Vorbereitung muß daher umfassend und mit Voraussicht betrieben werden. Der Lehrer muß seine Stoffe für längere Zeit in Bereitschaft haben. Dazu gehört, daß er ein Unterrichtsfach nach dem andern von A bis Z gründlich durcharbeitet und nach den Verhältnissen seiner Schule und den Bedürfnissen seiner Schüler zurechtlegt. So gelangt er nach und nach in den vollen Besitz des Einzelnen, zum Verständnis des ganzen Unterrichtsstoffes und zur Übersicht über das Ganze, zu der Umsicht, die alles zu rechter Zeit und an rechter Stelle, in richtiger Auswahl und in richtigem Umfange lehrt. So ist der Lehrer stets bereit und kann im Notfalle auch einmal mit einer Vorbereitung von einigen Minuten auskommen. Doch ist auch die Vorbereitung für jede Stunde nötig, damit das Einzelne gegenwärtig und der Stoff gehörig geplant und abgewogen sei.

Die beste Vorbereitung ist und bleibt nun die mit der Feder in der Hand. Man wende ja nicht ein: „Wozu die Kleinigkeiten aufschreiben? Man kann ja auch in Gedanken den Lehrstoff sammeln, die Übungen ordnen und alles für den Unterricht gegenwärtig machen." Man kann das freilich. Aber wenn einmal so viel Mühe und Zeit aufgewandt ist, warum dann das Ergebnis des Nachdenkens nicht schnell festlegen? Mag man auch auf diese Weise augenblicklich etwas mehr Zeit gebrauchen, so hat man doch den Vorteil der Zeitersparnis für die Zukunft. Und sind wir denn so sicher, daß wir einen guten Einfall immer wieder von neuem haben werden? Dazu kommt noch der Umstand, daß die schriftliche Vorbereitung in der Regel eine viel gründlichere ist. Das Geschriebene bleibt. Korrektheit und Schlagfertigkeit beim Unterricht erlangen wir nur durch sorgfältige schriftliche Vorbereitung. Ebenso wichtig als die Vorbereitung für den Stoff und die

Methode, ist aber die Vorbereitung des Herzens. Overberg sagt: „Wo diese nicht vergessen wird, da verklärt sich das Wesen des Lehrers; seine Sprache wird reiner, edler; er versteht zu begeistern, hinzureißen; in seinem äußeren Benehmen spiegelt sich die Klarheit seiner Gesinnung. Kein gemeines Wort entflieht seinen Lippen; vielmehr prägen sich Geduld, Sanftmut, heiliger Ernst und väterliche Liebe in seinen Zügen aus, mit einem Worte: da tritt jener Lehrton ein, der den Unterricht anziehend und fruchtbar macht."

Ebenso wichtig aber wie die Vorbereitung ist die Nachbereitung, weil sie erst volle Einsicht und Sicherheit bringt. Nach dem Unterricht fragt sich der gewissenhafte Lehrer: Was war gut an meiner Vorbereitung? Was war gelungen an der Ausführung? Wie kann ich künftig die begangenen Fehler vermeiden? Wir machen dabei häufig die Erfahrung, daß der Stoff noch nicht klar, die Methode nicht dem Stoffe angemessen und nicht anschaulich genug war; wir schlagen unsere Bücher auf und studieren den Gegenstand von neuem. Das Ergebnis unserer Untersuchung fügen wir unserer Vorbereitung hinzu oder arbeiten diese auf Grund der gewonnenen Einsicht gelegentlich von neuem aus. Eines ist bei dieser Nachbereitung besonders wichtig: Beim Unterricht kommen uns zuweilen die besten Gedanken; was wir bei der Vorbereitung oft vergebens gesucht haben, das steht bei der Ausführung mit einemmale sonnenklar vor unserm Geiste. Das kommt daher, daß in und bei der Handlung unser Geist klarer denkt und lebhafter empfindet, als beim bloßen Nachdenken und deshalb viel findiger ist. Diese glücklichen Einfälle, die der „Inspiration des Augenblicks" ihr Dasein verdanken, dürfen nicht wieder verloren gehen. Nach der Schule werden sie aufgeschrieben und zur Verbesserung der Vorbereitung benutzt. Über diese Nachbereitung sagt Seminardirektor Kehr: „Darum bereitet sich ein gewissenhafter Lehrer nicht allein vor, sondern auch nach, das heißt, er sammelt die in den Schulstunden gewonnenen Erfahrungen und notiert sich diese zur Benutzung für die Aufstellung des nächsten Jahres-, Wochen- oder Tagesplanes. Derartige schriftliche Notizen sind überaus wichtig. Wie der Künstler sich entwickelt und bildet, indem er seine Gedanken darstellt und festhält, so bildet sich auch der Lehrer, wenn er seine Erfahrungen täglich niederschreibt."

Abgesehen von Vor- und Nachbereitung ist ein weiteres Mittel zu gründlicher Fortbildung des Lehrers sein Privatstudium und angemessene Lektüre. Seine Bücher sind des Lehrers gute Freunde, an deren Geist er das Licht des eigenen Geistes nährt, und bei denen er sich in Verlegenheit Rat erholt. In vielen Fällen sind sie für ihn der einzige bildende Umgang.

Was soll nun aber der Lehrer lesen? Zunächst studiere er alle Unterrichtsfächer der Volksschule, namentlich diejenigen, in denen er sich noch schwach fühlt. Sodann folge namentlich das Studium der Pädagogik,

insbesondere auch Geschichte derselben. Daran anschließend Weltgeschichte, Kulturgeschichte, das Lesen guter Volks- und Jugendschriften ꝛc.

Und *wie* soll der Lehrer nun seine Bücher lesen? Das Lesen des Lehrers soll ein Studium, ein Durcharbeiten des betreffenden Werkes sein. Er lese deshalb nicht vielerlei zu gleicher Zeit, sondern halte sich an *ein* Fach; lese dann mit strenger Aufmerksamkeit und suche sich Rechenschaft von dem Gelesenen zu geben. Vielerlei zu gleicher Zeit betreiben, zersplittert die Zeit und Kraft. Man hüte sich also vor der verderblichen *Lesesucht*, welche möglichst viel und rasch verschlingt, ohne zu verdauen, wodurch viel Zeit vergeudet wird und leicht Vernachlässigung des Berufs herbeigeführt wird. Ist aber ein Werk gelesen, so sammle man im Geiste die Kernsätze und rufe sich das zurück, was besonders bedeutungsvoll erschien. Hier gebrauche der Lehrer die Feder und mache Auszüge, seien es einzelne Gedanken oder der ganze Gedankengang. Beim Lesen mit der Feder in der Hand kommt es aber darauf an, *wie* man excerpiert. Hier oder da eine schöne Stelle ausschreiben, ist wohl vorteilhaft, aber noch lange nicht genug; das Schreiben soll vielmehr den Inhalt eines Buches zu unserm Eigentum machen. Man frage sich also, wenn ein größerer Abschnitt gelesen ist: Was habe ich nun gelesen? Man sondere den Gedanken vom Ausdruck, entkleide ihn des Putzes der schönen Darstellung und bemühe sich, in ein paar Worten zu denken, was im Buche auf ein paar Seiten gesagt ist. Diese paar Worte schreibe man auf. Sie sind nicht dem Schriftsteller entlehnt, sie sind vielmehr mit unserm Ausdrucke unser volles Eigentum. So geht es fort, bis am Ende das Buch auf wenige Blätter zusammengedrängt ist; diese haben dann mehr Wert für uns, als das Buch selbst, da sie es uns ermöglichen, den Inhalt des Buches in wenigen Worten aufzufrischen. Wer so liest, wächst an materiellem Wissen; er wächst auch an formaler Bildung, denn nichts bildet so sehr den Verstand und die Sprache, als wenn man aus den geistigen Produkten anderer die bewegenden Gedanken herausſucht und sie auf ihren einfachsten Ausdruck zurückführt. Herder sagt: „Man muß sich Auszüge aus Büchern, teils stellenweise, teils nach dem ganzen Plane des Buches machen. Das sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet.“

Ein weiteres Mittel zur Fortbildung des Lehrers ist das *Besuchen von wohleingerichteten Schulen*; in diesen beobachte er die Art und Weise, alle Abteilungen gleichzeitig und gleichmäßig zu beschäftigen, die Methode des Unterrichts, die Wirkung der Methode auf die Lernlust, auf den Verstand und das Herz der Kinder, den Lehrgang, die Schulzucht, die Sprache und die Haltung des Lehrers. Sehr förderlich ist deshalb der Anschluß an womöglich noch tüchtigere und strebsamere Kollegen.

Ein ausgezeichnetes Fortbildungsmittel ist für den Lehrer auch der *fleißige Besuch der Konferenzen*. Hier sieht der Lehrer das Unterrichtsverfahren eines Kollegen; hier wird er veranlaßt, sich und seine Schule

in Vergleich zu ziehen mit einem andern Lehrer und dessen Schule; hier lernt er am ehesten merken, was ihm und seiner Schule noch fehlt. Die manchen Anregungen, welche der Lehrer hier durch Vorträge, Besprechungen und Musterunterricht empfängt, sind gewiß ein sehr wirksames Mittel, ihn zu erhöhter Vervollkommnung in seinem Beruf anzuspornen. Es kann deshalb nur Überspanntheit und Hochmut sein, wenn ein Lehrer die gebotene Gelegenheit zum Besuche von Konferenzen nicht benützt in der Meinung, schon so weit vorgeschritten zu sein in pädagogischer Fertigkeit und materialem Wissen, daß ihm von andern nichts Beherzigenswertes oder Nachahmungswertes mehr geboten werden könne. Glaubt ein solcher, von andern nichts mehr profitieren zu können, so sollte er doch wenigstens die nach seiner Meinung an Wissen und Reife unter ihm stehenden Kollegen mit seinem Lichte bescheinen! —

Mancher hindert sich also selbst in seiner Fortbildung durch falsche Zufriedenheit mit sich selber, das Bewußtsein des Fertigseins und durch thörichte Selbstgenügsamkeit. Man wähnt, genug oder mehr gelernt zu haben, als für die Praxis not thue. Andere schützen Mangel an Zeit zur Weiterbildung vor. Es ist ja allerdings wahr, der pflichttreue und gewissenhafte Lehrer hat die Hände ohnehin voll Arbeit. Trotzdem wird auch er an seiner Fortbildung schaffen, wenn er zur Abspannung und Erholung nur die geeignete Lektüre oder Beschäftigung wählt. Bei manchen Lehrern fehlt allerdings die innere und äußere Anregung, noch öfter fehlen die nötigen Geldmittel. Wie mancher, der sich gerne eine kleine Bibliothek anschaffen möchte, muß sich mit dem Nötigsten begnügen. Für solche wäre deshalb z. B. die in Deutschland bestehende Einrichtung von Kreis- und Konferenzbibliotheken eine wahre Wohlthat.

Bei wieder andern fehlt es an der notwendigen Gründlichkeit und Vertiefung in die Lektüre. Man liest, oft mit wahrem Feuereifer, aber reflektiert und studiert nicht. Statt in den Ideengang einzudringen, Haupt- und Nebensächliches mit klarem Blicke zu erkennen und zu fassen und wenigstens den einen oder andern Gedanken für das Berufsleben zu verwerten, begnügt man sich, selbst bei den besten Fachschriften, mit dem Bewußtsein, dieselben „gelesen" zu haben. Das Gedächtnis ist dann oft zum Stapelplatz von Titeln und Namen geworden, aber Herz und Verstand sind leer ausgegangen.

Endlich sind Mangel an Ausdauer und das Fehlen von Beharrlichkeit oftmals der Hemmschuh einer gedeihlichen Fortbildung. Man wirft sich mit scheinbarem Ernste auf dieses oder jenes Fach; aber kaum sind die Anfänge gemacht und die ersten Schwierigkeiten hervorgetreten, so schwindet auch schon Lust und Liebe. Der mutige Anlauf war nur ein Strohfeuer, das schnell verlöschte, während nur das ernste Studium zum Gelingen führt.

Wer es treu mit seiner Weiterbildung meint, der muß bedacht sein, solchen Hindernissen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegen-

zuwirken. Gewiß flößen uns diejenigen, welchen ihre drückende Lage die Fortbildung in der That unmöglich macht, Mitleid ein; diejenigen dagegen, bei welchen geiſtige Trägheit die Urſache iſt, erwecken in uns Unmut, während ſolche, die ſich ſchon fertig glauben und in ihrer Eingebildetheit über jegliche weitere Belehrung erhaben dünken, Verachtung verdienen. Hoffentlich aber ſind die Ebenbilder jenes Lehrers drüben ſelten, der meinte: „Wozu denn noch weiter ſtudieren? Wozu habe ich denn fünf Jahre in einer Anſtalt zugebracht und mir durch mein Anſtellungspatent das Reifezeugnis zum Schulmeiſterdienſt erworben? Fällt mir gar nicht ein, mich nebenher auch noch abzuquälen! Nein! Habe ich meine Tagesarbeit vollbracht, dann trinke ich mein wohlverdientes Glas Bier und nach dem Abendeſſen leſe ich meine Zeitung und rauche meine Pfeife dazu. Bin ich damit fertig, dann gönne ich mir meine wohlverdiente Ruhe und ſchlafe jedenfalls beſſer als mein Kollege, der des Nachts noch ſtundenlang über ſeinen Büchern brütet.“ — Wer ein Amt hat, der warte ſeines Amtes. Röm. 12, 7.

Reiſeerträgnis eines muſikaliſchen Reviſors.

(Zur Beherzigung auch für den Geſangunterricht in unſern Schulen.)

1. Der neben dem Liedergeſange hergehende Elementarkurſus würde in vielen Schulen an Bedeutung gewinnen, wenn in den Lehrplänen genau vorgeſchrieben wäre, welche Übungen durchzuarbeiten, welche Ziele anzuſtreben ſind und nach welchem Lehrbuche die Unterweiſungen erteilt werden ſollen. Ebenſo müßten die Lehrberichte über die Ergebniſſe der Elementarübungen jederzeit genügende Auskunft geben. So lange der Übungskurſus äußerlich als eine Nebenſache behandelt wird, iſt an einen erfolgreichen Betrieb desſelben im allgemeinen nicht zu denken.

2. Der harte Klang der Stimmen, die mangelhafte Ausſprache des Textes und ein ins Belieben der Kinder geſtelltes Atemſchöpfen berechtigt zu der Annahme, daß in denjenigen Schulen, welche zu ſolchen Wahrnehmungen Gelegenheit bieten, eines der wichtigſten Unterrichtsmittel mehr oder weniger außer acht gelaſſen, jedenfalls nicht ſo ſorgfältig und ſtetig in Übung genommen wird, als es geſchehen ſollte. Das iſt das Vormachen des Richtigen, das muſtergültige Vorſingen. Wie übel iſt es doch damit hier und da beſtellt! Jahraus, jahrein werden die Geſangſtunden mit dem mechaniſchen Hinundher des Vorgeigens und Nachſingens ausgefüllt; im günſtigeren Falle gelangt man bis zur Beſchreibung der Singthätigkeit in ihren einzelnen Teilen; an die Veranſchaulichung derſelben denken nur wenige. Wie geht das zu? Iſt es Bequemlichkeit, iſt es das Gefühl der Unſicherheit, oder wohl gar eine verkehrte Auffaſſung des Be-

griffes Lehrerwürde, was so viele vom kunstgerechten Vorsingen abhält? Sei dem, wie es wolle; bedauerlich ist und bleibt es, wenn sich der Lehrer im Gesangunterrichte in vornehmes Schweigen hüllt, während er in allen übrigen Unterrichtsstunden Veranschaulichung, Belehrung und Übung aufeinander folgen läßt.

3. Das äußere Verhalten der Kinder war in den meisten Schulen wohlbefriedigend, hin und wieder sogar musterhaft. Das Aufstehen und Niedersetzen der Schüler erfolgte gemeiniglich auf einen Wink des Lehrers und wurde nur in seltenen Fällen von überflüssigem Geräusch begleitet. Die Lehrer hielten gewöhnlich einen festen Standort inne und sahen sich nur selten veranlaßt, unaufmerksame Schüler zur Ordnung zu rufen.

Auffallend war es jedoch, daß die Schüler fast überall ihre Hände während des Gesanges zusammengefaltet auf die Schulbank oder vor den Leib legten. Eine solche Haltung der Hände dürfte den Kindern, so lange sie singen, nicht gestattet sein. Arme und Hände gehören an die Seite des Körpers, wenn die Brust im Ein- und Ausatmen nicht gehindert werden soll. Man versuche es an sich selbst, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen.

4. Mit dem Dirigieren nimmt man es im allgemeinen nicht genau genug. Wieviel von dem persönlichen Verhalten, von der Ruhe, Besonnenheit und Umsicht eines Chordirigenten abhängt, weiß jeder, der sich mit Vokal- und Instrumentalmusik beschäftigt. Ein formloses Taktieren, ein auffälliges Gebaren des Dirigenten dient niemals guten Zwecken. Es beleidigt vielmehr das Auge des Zuhörers, verwirrt die Gedanken der Choristen, läßt den Dirigenten als einen eitlen Menschen erscheinen und nützt nichts, wenn der Chor etwas ins Schwanken gerät. Ein guter Dirigent sorgt beizeiten und mit Fleiß für das Wohlgelingen der beabsichtigten Vorträge. Bei der Aufführung selbst aber verhält er sich so, als sei er fast überflüssig. Nur auf solche Weise leistet er seinem Chor die besten Dienste.

Die Gesanglehrer der Volksschule sind ebenfalls Chordirigenten. Darum gilt auch für sie der Grundsatz: Rühriger Fleiß beim Einüben der Gesänge, bescheidene Zurückhaltung beim Vorführen derselben!

Jede Kunst hat ihre eisernen Gesetze. Wer dieselben nicht befolgt, steht außerhalb der Kunst. So gelten auch für das Dirigieren ganz bestimmte Vorschriften. Besteht die Führung des Dirigentenstabes (Geigenbogens) lediglich in einem Auf- und Niederschlagen, wie man es häufig in den Schulen sieht, so ist das Dirigieren falsch; denn es ermüdet den Sänger, anstatt ihn anzuregen; es beweist, daß der zu Gehör gebrachte Gesang das Gemüt des Dirigenten nicht berührt; es giebt keine Anhaltspunkte für eine schöne Vortragsweise und macht aus dem Leiter des Chors eine seelenlose Maschine, ein Metronom.

Wer einen Chor dirigieren will, muß wissen, was man unter Taktfiguren versteht, wie dieselben aussehen und welche Bedeutung sie haben.

Beim Viervierteltakt schlägt man nicht blos auf und ab, sondern führt den Violinbogen (Taktstock) zunächst nach unten, hierauf nach links, dann nach rechts und endlich nach oben. Der senkrechte Niederschlag markiert den wichtigsten Taktteil, den ersten, der letzte Schlag nach oben den leichtesten derselben, den vierten. Daß das dritte Viertel der in Rede stehenden Taktart ein wenig betont wird, ist eine bekannte Sache.

Alle Taktschläge sind kurz und bestimmt auszuführen. Den Violinbogen pflegt man dabei nicht wie einen Säbel in der Faust, sondern so zu halten, daß Zeigefinger und Daumen an die Stange des Bogens zu liegen kommen, während der Frosch zwischen dem Handteller und den drei übrigen Fingern sich befindet. Man taktiert aus dem Handgelenk; jede Armbewegung ist zu vermeiden. Mit dem Taktieren darf sich niemals ein hörbares Zählen verbinden. Man muß die rechte Hand so hoch halten, daß sämtliche Schüler die ausgeführten Taktschläge genau sehen können. Die linke Hand darf sich nicht am Dirigieren beteiligen. Jedem Chorgesange sind einige Taktschläge vorauszuschicken, bei Solovorträgen taktiert man nicht.

5. Es ist eine bekannte Sache, daß das Mißlingen eines Gesangvortrages auf das Gemüt aller Beteiligten einen niederschmetternden Eindruck macht, zumal wenn es in Gegenwart urteilsfähiger Personen geschieht. Es muß demnach alles vermieden werden, was ein solches Ereignis herbeiführen kann; andererseits ist mit Umsicht dafür zu sorgen, daß nichts unterbleibt, was das Gelingen einer musikalischen Leistung sicherzustellen vermag. So ist es durchaus falsch, beim Intonieren der Gesänge nur den Anfangston derselben, anstatt den Grundaccord der Tonart zu Gehör zu bringen. Durch einen einzigen Ton wird keine Tonart genau bestimmt, auch dann nicht einmal, wenn er der Grundton derselben wäre. Erst wenn zu diesem die leitereigene Terz hinzutritt, ist man in der Lage, in eine bestimmte Tonart sich hineindenken zu können. Ein Gesanglehrer, welcher seinen Schülern weniger als Grundton und Terz der vorzutragenden Gesänge angiebt, mutet ihnen zu viel zu, intoniert in oberflächlicher Weise und trägt selbst die Schuld, wenn die eingeübten Choräle und Lieder unrein gesungen werden.

6. Von etlichen Lehrern wurde die Geige in ganz eigentümlicher Weise benutzt. Dieses Instrument unter dem rechten Arme haltend, rissen sie verschiedene Saiten darauf an, um entweder einen Accord, oder den Anfang einer Melodie zu Gehör zu bringen. Was soll aber ein derartiges Geklimper nützen? können dadurch klare Tonvorstellungen in der Seele der Schüler wachgerufen werden? Nimmermehr! In den Gesangunterricht gehört nur der volle, kräftige Geigenton, wie er durch einen markigen Bogenstrich hervorgebracht wird. Das kränkelnde Pizzikato kann denselben nicht ersetzen. Mangelte es jenen Lehrern etwa an einem brauchbaren Violinbogen, oder waren sie nicht geneigt, denselben aus dem Schulschranke hervorzuholen? Wer vermag dieses Rätsel zu lösen!

7. Die von den Schülern der Unterſtufe, alſo von ſechs- bis achtjährigen Kindern ausgeführten Geſänge wurden nicht ſelten zu hoch intoniert. Die Lehrer hielten ſich ſtreng an die Notierungsweiſe des benutzten Liederbuchs und ſchienen nichts davon zu merken, welche Mühe und Laſt, welche Überanſtrengung und Gefährdung ſie den zarten Kinderſtimmen dadurch bereiteten.

Wie kommt es aber, daß man in den Liederheften für die Unterſtufe der Volksſchule ſo häufig einer Notation der Geſänge begegnet, welche ſich für ſechs- bis achtjährige Kinder als ungeeignet erweiſt? Die Sache iſt ſehr einfach. Aus praktiſchen Gründen pflegen viele Herausgeber von Schulliederbüchern die zur Erlernung auf der Unterſtufe beſtimmten Geſänge zweiſtimmig zu notieren, damit ſie auf der Mittel- und Oberſtufe wirklich als zweiſtimmige Lieder von neuem benutzt werden können. Um nun der zweiten Stimme den erforderlichen Spielraum zu laſſen, muß die erſte in entſprechender Höhe aufgezeichnet werden. Man trägt alſo die Lieder ohne Veränderung der urſprünglichen Tonart in die Hefte und Sammlungen, auch für Unterklaſſen, ein. Freilich ſollte nicht vergeſſen werden, bei allen in der gedachten Weiſe aufgezeichneten Liedern genau anzugeben, nach welcher Tonart dieſelben zu transponieren ſind, ſobald ſie als einſtimmige Geſänge auf der Unterſtufe zur Verwendung kommen. Herausgeber, welche derartige Winke für unangebracht halten, überſchätzen das muſikaliſche Urteil mancher Lehrer und ſind mit daran ſchuld, wenn zarte Kinderſtimmen durch falſche Intonation der Geſänge verdorben werden.

8. Das Violinſpiel der Lehrer kann nur dann zur Erteilung des Geſangsunterrichts für ausreichend gehalten werden, wenn die erzeugten Töne an Reinheit nichts zu wünſchen übrig laſſen, wenn die Bogenführung dem Rhythmus der Geſänge entſpricht, wenn das Spielen verbundener und nicht verbundener Töne in der gehörigen Weiſe erfolgt und endlich, wenn dem Geigentone ein ausreichendes Maß von leitender Kraft innewohnt. Mangelhaftes Geigenſpiel richtet Schaden an. Es tötet alle Luſt zum Geſange, verſcheucht jede Tonvorſtellung, lockert die Schulzucht und untergräbt das Anſehen des Lehrers. Und wie dürftig iſt es mitunter um das Geigenſpiel der Lehrer beſtellt! Möchte es doch manchem aufs Gewiſſen fallen, wie unverantwortlich es für ihn als Geſanglehrer iſt, die einmal unerläßliche fortgehende Übung darin zu verſäumen!

9. In mehreren Schulen ſorgten die Lehrer für die Entwickelung eines angenehmen Geſangtones; an einigen andern Orten jedoch war der Schulgeſang zu laut. Man muß ſich wundern, wie manche Lehrer das übermäßig laute Singen ihrer Schüler ſtundenlang anhören können, ohne nervös zu werden, noch mehr aber, daß jene Männer ſich nicht die Mühe geben, einem ſo „ſchreienden" Mißſtande Abhilfe zu verſchaffen.

10. Nicht alle Lehrer verſtehen die Kunſt des Schweigens. Manche reden zu viel. Wozu das? Treten nicht die Leiſtungen der Schüler in ein

viel helleres Licht, wenn der Lehrer in ſeinem Reden und Handeln eine gewiſſe Zurückhaltung beobachtet? Wirkt nicht ein ſchönes Lied viel tiefer auf das Gemüt des Zuhörers ein, wenn ſich der Dirigent jeglicher Bemerkung dazu enthält? Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold!

11. Es giebt immer noch Schulen, in welchen die Kinder in der Weiſe für den zweiſtimmigen Geſang eingeordnet werden, daß alle Mädchen die erſte, alle Knaben die zweite Stimme ſingen müſſen, ſie mögen dazu befähigt ſein oder nicht. Es iſt unbegreiflich, daß Lehrer, welche ſolche Anordnungen treffen, vor der Oberflächlichkeit ihres Handelns nicht erſchrecken, das Unverantwortliche desſelben niemals erkennen und den wohlgemeinten Rat aufrichtiger Kollegen jahraus, jahrein in den Wind ſchlagen. Wie kann das Geſchlecht eines Kindes maßgebend ſein, ob es der erſten oder der zweiten Stimme im Schulgeſange einzuordnen iſt? Woher kommen die rauhen Knaben- und die kreiſchenden Mädchenſtimmen in ſolchen Schulen? Es ſind die Früchte einer verkehrten Behandlungsweiſe, welche die Kinder im Geſangunterrichte erfuhren. Es ſind verdorbene Stimmen, zu Grunde gerichtet durch den Lehrer ſelbſt!

Ein gewiſſenhafter Geſanglehrer macht es ganz anders. Er unterſucht den Stimmumfang eines jeden Schülers und ordnet dann erſt auf Grund ſeiner Wahrnehmungen an, welche Kinder, Knaben oder Mädchen, die erſte und welche die zweite Stimmgruppe bilden ſollen. Ja, er thut noch mehr! Nach Ablauf jedes Semeſters ſtellt er von neuem eine Stimmprüfung an, um zu ermitteln, ob nicht hier oder da eine Änderung in der Beſetzung der Stimme vorgenommen werden muß. Eine ſolche Stimmprobe nimmt wenig Zeit in Anſpruch und iſt um des guten Zweckes willen allen Geſanglehrern der Volksſchule dringend zu empfehlen. (Köckert im Brandenb. Schulblatt.)

Vermiſchtes.

Uralte Zeugniſſe für die Bibel. — In dem unerſchöpflich reichen Boden des alten Pharaonenlandes iſt wiederum eine intereſſante Entdeckung gemacht worden: Fellachen, die in der Nähe eines ägyptiſchen Dorfes nach Mergel gruben, ſtießen im Erdreich auf eine Anzahl alter Holzkiſten, die mit Alabaſterplomben verſehen und mit Hunderten eng beſchriebener Thonplatten angefüllt waren. Der größte Teil davon, zweihundert Stück, wurde von Commerzienrat J. Simon erworben und den Berliner Muſeen geſchenkt. Vor kurzem iſt der erſte Teil dieſer wichtigen Dokumente zur Veröffentlichung gelangt. Das Buch Joſua und das Buch der Richter erfährt infolge dieſer Ausgrabungen hinſichtlich der Kämpfe des Volkes Iſrael eine Reihe der wertvollſten Beſtätigungen durch den reichhaltigen und geſchichtlich geradezu unſchätzbaren Briefwechſel zweier Pharaonen mit aſiatiſchen

Königen und den ägyptiſchen Vaſallen und Beamten in Paläſtina, Syrien und Phönizien. Die Hebräer ſind darin Habirri, Jeruſalem iſt Urſalimma genannt, genau wie in den 800 Jahre ſpätern Inſchriften Sanheribs. Viele in der Bibel erwähnte Orte kommen häufig darin vor.

Die Ängſte der Kinder. Prof. G. Stanley Hall von der Clark Univerſität hat Material zu einer höchſt intereſſanten pſychologiſchen Studie geſammelt. Es handelt ſich dabei um die Ängſte einzelner Perſonen, insbeſondere der Kinder und deren Urſachen. Prof. Hall hat 1701 junge Leute zu dieſem Zweck unterſucht und bei denſelben 6456 beſondere Ängſte gefunden. Wie man wohl erwartet haben möchte, iſt die Angſt vor Gewittern, vor Donner und Blitz, ſtark im Übergewicht. Nur Cambridge, Maſſ., bildet eine Ausnahme; dort ſcheint ruhigere Überlegung vorzuherrſchen. Doch iſt die Furcht vor Naturerſcheinungen nicht ſo allgemein als man vielleicht vermutet hätte. Von 500 Mädchen fürchteten ſich bloß 230, von 500 Knaben bloß 155 vor Gewitterſtürmen. Hierauf folgen in abſteigender Ordnung die Furcht vor Reptilien, fremden Menſchen, Finſternis, Feuer, Tod, Haustieren, Krankheiten, wilden Tieren, Waſſer, Geſpenſter, Inſekten, Ratten und Mäuſen, Räubern, ſtarken Winden ꝛc. Der ſtarke Einfluß der Erziehung und Umgebung auf die Ängſte der Kinder zeigt ſich in den wechſelnden Berichten aus verſchiedenen Orten. So z. B. fürchteten in Trenton, N. J., 62 Kinder das Ende der Welt und 46 das Lebendigbegrabenwerden, während in St. Paul, Minn., bloß 8 vor dem Weltuntergang Angſt bekundeten; da aber letztere Gegend von ſtarken Winden heimgeſucht wird, fürchteten 67 ſich vor Wirbelſtürmen, welche den Gleichmut der New Jerſeyer gar nicht zu ſtören ſchienen. Prof. Hall hat ein Studium aufgenommen, das, wenn gehörig fortgeſetzt, einen für die Erziehung ſehr wertvollen Einblick in die jugendliche Seele gewähren mag.

Das Nägelkauen. Über das Nägelkauen, jene bei Kindern wie Erwachſenen nicht ſeltene Unſitte, veröffentlicht Dr. Edgar Berillon in der „Zeitſchrift für Hypnotismus“ eine Betrachtung, die bei Eltern und Lehrern Beachtung verdient. Das Nägelkauen (die Onychophagie) iſt aus verſchiedenen Gründen gefährlich, weil dadurch Krankheitserreger, z. B. Tuberkelbacillen, in den Mund gelangen können und weil die Nägel aus Hornſtoff (Keratin) beſtehen, auf den der Magenſaft ſeine Wirkung ausübt. Nägelkauer leiden daher häufig infolge der verſchluckten Nägelſtückchen an Magen- und Darmſtörungen. Endlich werden die Fingerſpitzen durch dieſe Unſitte in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe verunſtaltet; ſie erſcheinen verdickt, und es bildet ſich eine vorſpringende Leiſte vor dem Nagelreſt. Infolge deſſen wird das Taſtgefühl weniger empfindlich, und in den Fachſchulen können die Lehrer häufig die Beobachtung machen, daß Nägelkauer zu ſogenannten Präciſionsarbeiten, bei denen ein gut entwickeltes Taſtgefühl in den Fingerſpitzen die Sicherheit und Sauberkeit beim Arbeiten fördert, nicht recht zu gebrauchen ſind. Die Urſachen des Nägelkauens finden ſicherlich eine teil-

weiſe Erklärung in dem Inſtinkt, welcher das Kind ſofort nach der Geburt veranlaßt, zu ſaugen und überhaupt an Gegenſtänden zu ziehen, die in Berührung mit ſeinem Munde kommen. Wahrſcheinlich iſt bei vielen Nägelkauern die Angewohnheit nur die einfache Fortſetzung dieſes inſtinktiven Triebes und die Umwandlung desſelben in einen unbewußten Akt. Aber auch ältere, z. B. Schulkinder, kauen oft an den Nägeln oder an dem Federhalter, wenn ſie ſich geiſtig etwas anſtrengen müſſen. Ein Gymnaſiallehrer teilte Berillon mit, daß er beſtändig an einem Nagel beiße, wenn er die Hefte ſeiner Schüler nachſehe. Es giebt Nägelkauer, bei denen die Unſitte erſt in einem beſtimmten Alter auftritt; alsdann pflegt ſie auf Nachahmung zu beruhen. In einer Familie von ſechs Kinder kauten alle ſechs an den Nägeln. Ihr Vater, der ein Trinker war, gab ihnen mit dieſer Angewohnheit ein böſes Beiſpiel. Das Nägelkauen iſt außerdem, nach Berillons Unterſuchungen, oftmals mit verſchiedenen Erſcheinungen verknüpft, z. B. mit triebartigen Neigungen, nächtlichem Aufſchrecken, Nachtwandeln, Sprechen im Schlafe, Stottern, gedrückter Stimmung, moraliſchen Verirrungen, Angſtgefühlen ꝛc. Viele Nägelkauer können nur ſchlecht durch die Naſe athmen und ſchlafen mit offenem Munde. Auffallend iſt es, daß bis jetzt die Schulmänner das Nägelkauen ihrer Zöglinge ſo wenig beachtet haben; in keiner pädagogiſchen oder ſchulhygieiniſchen Abhandlung iſt davon die Rede, doch trifft man das Nägelkauen äußerſt häufig in den Schulen, oftmals mit der Gewohnheit, am Federhalter zu kauen. Nach den vorliegenden Unterſuchungen verhält ſich in Bezug auf dieſe Unſitte das weibliche Geſchlecht nicht beſſer als das männliche. In England hält man das "nail biting" für eine der ſchlechteſten Angewohnheiten; dort werden in zahlreichen Schulen die Hände der Schüler häufig unterſucht und die "nail biters" ſtreng beſtraft. Freilich ſcheinen Strafen dort ſo wenig wie in Frankreich dieſe Unſitte zu heilen. Auch das Einreiben der Fingerſpitzen mit bitteren Stoffen oder das Tragen von Handſchuhen hat ſich als unzulänglich erwieſen. Berillon kam auf den Gedanken, gegen das Nägelkauen eine pſychiſche Behandlung, die Hypnoſe, in Anwendung zu bringen! Er teilt vierzehn Fälle mit, in welchen er den Kindern einredete, daß ſie an demſelben Abend oder an den folgenden Tagen einſchlafen würden, ohne alsdann oder ſonſt je wieder die Finger in den Mund zu ſtecken. Dies Verfahren war, wie er verſichert, vom beſten Erfolge begleitet. Iſt aber nicht nachzuahmen.

Aus der Schule. Der ſelige Büchſel ſchreibt in ſeinen Erinnerungen: Bei einer Schulviſitation fand ich einen Knaben ohne Strümpfe und Schuhe, wie die meiſten Kinder, aber er war in hohem Grade zerlumpt und abgeriſſen, ſah auch ſehr wild und roh aus. Der Lehrer hatte ihn auf den erſten Platz geſetzt, und als ich ihn fragte, weshalb er das gethan habe, antwortete er ſo laut, daß alle Kinder es hören konnten: „Das iſt ein ſeltener Gaſt, den muß man beſonders ehren, und als er heute kam, fiel mir das Wort des

HErrn JEſu ein: Wer ein ſolches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf, und darum habe ich ihm den erſten Platz angewieſen." Dabei ſtreichelte und liebkoſte er den Knaben, was ihm gewiß lange nicht geboten war. Der Lehrer war in dem Rufe, daß die Kinder ſo gern zu ihm in die Schule kämen, daß ſie den Eltern heimlich fortliefen, um in die Schule zu gehen. Da dachte ich: von dem Manne iſt viel zu lernen. Hernach hörte ich von dem Lehrer, daß dieſer Knabe, ein ſogenannter Hüterjunge, ein arger Dieb ſei, aber mit feſter Zuverſicht ſetzte er hinzu: „Ich will ihn ſchon herumbringen, wenn ich ihn nur erſt habe, denn ich ſpüre eine große Liebe zu ihm in meinem Herzen." Und es iſt ihm auch gelungen. Ich habe den Knaben eingeſegnet und große Freude an ihm gehabt. L.

Konferenz-Anzeige.

Die Lehrerkonferenz von St. Louis und Umgegend verſammelt ſich vom 6. bis 9. Juli in Carlinville, Ill. Arbeiten über folgende Themata werden zur Vorlage kommen: 1. Katecheſe, Schwans Katechismus, Fr. 110—114. 2. Bibliſche Geſchichte: Bekehrung der Samariter. 3. Warum ſollen einen Lehrer die Verdrießlichkeiten, welche ihm von einzelnen Gemeindegliedern widerfahren, nicht mutlos machen? 4. Iſt es empfehlenswert, in unſern mehrklaſſigen Schulen, das ſogenannte Prinzipalſyſtem einzuführen? 5. Wie ſteuert man dem nachläſſigen Schulbeſuch? 6. Anſchauungslektion: Die Klapperſchlange. 7. Abraham Lincoln. A practical lesson in history. 8. Map drawing: State of Illinois. A practical lesson. 9. A lesson on Magnetism. — Eine frühzeitige Anmeldung wäre erwünſcht. E. A. Juſt, Sekr.

Altes und Neues.

Inland.

Beginnt es zu tagen? So möchte man fragen, wenn man an die geringe Zahl von Gemeindeſchulen in der General-Synode denkt und dann folgende Notiz in der "Lutheran World" lieſt: „Einer unſerer eifrigſten und erfolgreichſten Paſtoren ſchreibt in einem Privatbriefe: ‚Was für ein paſſenderer Gegenſtand könnte wohl die Aufmerkſamkeit unſerer nächſten Synode in Anſpruch nehmen, als die unzulängliche religiöſe Erziehung, welche die Kinder unſerer Kirche erhalten? Kaum dürfte ein Gegenſtand von größerer Wichtigkeit vor die Synode kommen.'"

In den Volksſchulen von Michigan City wird auf Anregung des Schulrats Martin Krüger ein „Vogeltag" gefeiert, um die Kinder mit den Geſangvögeln bekannt zu machen und ihnen Liebe zu denſelben einzuflößen. Die Feier verbreitet ſich im Norden des Staates und ſoll auch ſchon in Illinois eingeführt ſein.

Die Bibel in der Schule. Eine Korreſpondenz der „Illinois Staatszeitung" aus Madiſon, Wis., meldet: „Die Verteilung der Steuern unter den Schulen des Staates wird für ungefähr fünfzehn Towns eine bittere Enttäuſchung bringen, da in den Schulen dieſer Ortſchaften und Diſtrikte im vergangenen Jahre Religionsunterricht gegeben wurde und jene Schulen ſich dadurch des Anteils an der Staats-

ſchulſteuer verluſtig gemacht haben. Ein Geſetz des Staates verbietet, daß Religionsunterricht in Staatsvolksſchulen gegeben werde, und daß, wenn dies dennoch geſchieht, jenen Schulen vom Staate keine Steuerunterſtützungen zuteil werden ſollen. Dieſe Ortſchaften ſind in den Counties Bayfield, Columbia, Dane, Grant, Green und Monroe gelegen. Dies iſt das erſte Mal in der Geſchichte Wisconſins, daß einer ſtaatlichen Volksſchule die Staatsunterſtützung aus dem angegebenen Grund verweigert wird und es werden die davon betroffenen Towns wahrſcheinlich einen erbitterten Kampf gegen dieſe Entſcheidung des Staatsſchulſuperintendenten führen. Letzterer begründet ſeine Entſcheidung auf ein Urteil des Obergerichts des Staates in dem bekannten ‚Bibelfall‘ und iſt entſchloſſen, das Geſetz ſcharf durchzuführen. In dem Bibelfall hatte das Obergericht des Staates entſchieden, daß das Leſen der Bibel in der Schule als konfeſſioneller Unterricht zu erachten ſei.“

L.

Ausland.

In Lahr ereignete ſich der bedauerliche Fall, daß infolge der Züchtigung durch den Hauptlehrer Dietrich mittels Ohrfeigen der vierzehn Jahre alte Schüler Friedrich Vieſer erkrankte und vier Wochen nach der erhaltenen Züchtigung ſtarb. Der Arzt erklärte bei der Sektion eine Gehirnerſchütterung als Urſache des Todes. Der Fall iſt um ſo mehr zu bedauern, als der Knabe das Opfer eines Mißverſtändniſſes wurde, da er die ihm zugeſchriebene Unart — das Loslaſſen einer Knallerbſe während des Geſangunterrichts — gar nicht verübt hatte.

Wie deutſche Zeitungen melden, hat der neulich verſtorbene Tondichter Brahms außer einigen Liedern und einem Choralbuch keine muſikaliſchen Werke hinterlaſſen. Beide ſind druckfertig. Der Nachlaß des Meiſters beträgt 285,000 Mark, etwa $71,000. Es ſoll ſeinen Wünſchen gemäß darüber verfügt werden, obzwar dieſe bloß in einem informellen Briefe an ſeinen Verleger Simrock enthalten ſind.

Eine Moſaik-Landkarte Paläſtinas wurde unlängſt in einem Dorfe zwiſchen Salt und Kerak, öſtlich vom Jordan, aufgefunden. Die als Trottoir dienende, dreißig Fuß lange und fünfzehn Fuß breite Karte ſtammt augenſcheinlich aus dem fünften Jahrhundert n. Chr.

Deutſche Schulen in Paris. Die deutſche Zeitſchrift für ausländiſches Unterrichtsweſen gibt intereſſante Aufſchlüſſe über deutſche Schulen in Paris. Seit 1855 entſtanden in den verſchiedenen Stadtteilen eine Reihe deutſcher Elementarſchulen für die meiſt der armen Arbeiterklaſſe angehörigen Kinder. Mit dem Ausbruche des Krieges von 1870 wurden dieſe mit ſo großen Opfern unterhaltenen Anſtalten aufgehoben. Doch entſtand 1876 im Stadtteil La Vilette eine Armenſchule mit 90 Schülern, welche ſchon 1882 die Zahl von 360 Schülern erreichte. Eine andere Schule in St. Marcel (Quartier Mouffetard) ſollte aus Mangel an Schülern eingehen, blühte aber neuerdings wieder auf. Da die Eltern der Kinder meiſt nur ganz mangelhaft franzöſiſch ſprechen und faſt nur mit Landsleuten verkehren, ſo wird der Zuſammenhang mit dem alten Vaterlande durch die Schule aufrechterhalten. Beim Beſuche franzöſiſcher Schulen würden die Kinder der armen Arbeiter, überwiegend Heſſen und Pfälzer, die Mutterſprache verlernen, und die elterliche Erziehung würde wenig wirkſam ſein. Auch pflegen die Eltern ſehr häufig nach acht bis zehn Jahren wieder in die Heimat zurückzukehren, um ihr verpfändetes Eigentum einzulöſen, oder einen kleinen Beſitz zu erwerben. Für die Militärpflicht der Söhne in Deutſchland würde die in franzöſiſchen Volksſchulen erlangte rein franzöſiſche Bildung wenig zweckentſprechend ſein. Die Pariſer deutſchen Armenſchulen, für Angehörige jeder Konfeſſion zugänglich, ſind nach dem Muſter der ein- bis zweiklaſſigen Volksſchulen Deutſchlands eingerichtet; natürlich bleibt die fran-

zöſiſche Sprache nicht unberückſichtigt. Die deutſchen Arbeiterfamilien halten viel auf dieſe Schulen, welche ſelbſt von Kindern aus den entlegenſten Vierteln (Batignolles, Clichy) beſucht werden. Auch Franzoſen ſuchen um Aufnahme für ihre Kinder nach. Weit entfernt wohnende Kinder erhalten im Schulgebäude ein Mittagsbrod, beſtehend aus einem Teller Suppe, einer Düte geröſteter Kartoffeln und einem Stück Brot, — alles für 5 Centimes. Auch beſteht in der von armen Deutſchen bewohnten Rue de Crimee neben der Schule noch eine Kleinkinderbewahranſtalt. Die Aufgabe der Lehrer iſt oft ſehr erſchwert, da es gilt, den ſchlimmſten Einflüſſen im Hauſe entgegenzuarbeiten. Von den Eltern wird ein kleines Schulgeld von 1 Franc für jedes Kind monatlich erhoben. Der deutſche Kaiſer gewährt eine Spende von jährlich 3000 Fr. und der Großherzog von Heſſen von 2000 Fr. Die übrigen Koſten werden durch Sammlungen in Deutſchland und aus Beiträgen der deutſchen Kolonie aufgebracht. Die franzöſiſche Regierung ſtellt ſich freundlich und wohlwollend zu dieſem Werke. Eine höhere Töchterſchule iſt im Entſtehen begriffen. Alle dieſe Schulen wurden oder werden von Proteſtanten ins Leben gerufen.

Die deutſche Sprache in Afrika. Im ſchwarzen Erdteil wird die deutſche Sprache in den von der Reichsregierung in den Kolonien errichteten Regierungsſchulen fleißig gelehrt und gelernt. Oswald Rutz aus Graudenz, zur Zeit Vorſteher der Regierungsſchule in Bagamoyo, ſchreibt von den günſtigen Erfolgen, welche die Schule erzielt hat. Die Schule war bis Ende 1896 von 192 Schülern, Kindern und Erwachſenen, beſucht. Außer der eingebornen Bevölkerung waren es Inder, Banjanen, Goaneſen, Araber, Schihri, Beludſchen, Türken, Albaneſen und Sudaneſen, die am Unterricht teilnahmen. Jetzt (Anfang 1897) zählt die Schule 75 Schüler (58 Kinder und 17 Erwachſene), die in der Suaheli und der deutſchen Sprache, in Rechnen, Geſang und Turnen unterrichtet werden. — Gleichzeitig ſandte Rutz einen Brief eines ſeiner Schüler ein. Dieſer Schüler, Naſſar Ratanſi mit Namen, hatte am 7. Dezember 1896, dem Datum jenes Briefes, die Regierungsſchule zu Bagamoyo dreizehn Monate regelmäßig beſucht. Vor dieſer Zeit hatte er nicht die geringſte Kenntnis eines deutſchen Wortes oder Buchſtabens gehabt. Seine Lehrbücher hatte Naſſar leihweiſe aus der Bibliothek der Schule erhalten. Zur Belohnung und Anſpornung hat Rutz dem fleißigen Schüler in Deutſchland eine Ziehharmonika beſtellt, worauf Naſſar in ſeinem im Original vorliegenden Briefe zu ſprechen kommt. — Dieſer auf ein weißes mit blauen Linien verſehenes Quartblatt geſchriebene Brief lautet wortgetreu:

Zanzibar, 7. XII. 95.

Herrn Lehrer Rutz Bagamoyo

Bitte Sie werden meine Bücher nehmen von mein Vater warum ich denke ich werde nach Bombay gehen. Und in zwei Monate ich werde kame zurück. Wenn meine Accordion kame gieb meine Vater und Porto ſage meine Vater er wird geben Peſa von Porto. Bitte Sie werden meine dieſe Arbeit machen. Und welche Ding wollen Sie ſchreibe zu mir und ich werde bringe von Bombay.

Dein

Naſſar Ratanſi.

Ich bin her in Zanzibar ich werde her zehn Tage ſetzen. nachher ich werde gehen und mein Bruder gehe nach Bombay.

Der Briefumſchlag trägt die Adreſſe:

an Herrn

Lehrer Rutz.

die Schule in Bagamoyo

Bagamoyo

Die biblische Geschichte

des

Alten Testaments.

Kurze Auslegung

der

alttestamentlichen Geschichtsbücher.

Von

G. Stöckhardt,

Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis, Mo.

410 Seiten Großoktav in Halbfranzband. Preis: $1.75.

Amerikanisch-lutherische Schulpraxis.

Von

J. C. W. Lindemann.

Preis: $1.75.

In diesem Buch, das zuerst im Jahr 1879 erschien, giebt der Verfasser, der sel. Direktor Lindemann, ein bewährter Schulmann, eine Anweisung, wie eine rechte evangelisch-lutherische Schulpraxis beschaffen sein und ausgeführt werden sollte. Das Buch ist also zunächst für Lehrer geschrieben und für solche, die es werden wollen; aber nicht allein. Was eine rechte Schulpraxis sei, müssen auch noch andere Leute in der Gemeinde wissen, der Pastor und die Schulvorsteher, welche Aufsicht über die Schule führen, die Eltern, welche Kinder zur Schule schicken, und andere Gemeindeglieder, die sich das Wohl der Gemeindeschule angelegen sein lassen. Und alle Eltern, Hausväter und Hausmütter, welche Kinder und Gesinde recht erziehen wollen, finden darin, namentlich im letzten Teil, überaus wichtige, nötige und nützliche Unterweisung.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.